This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

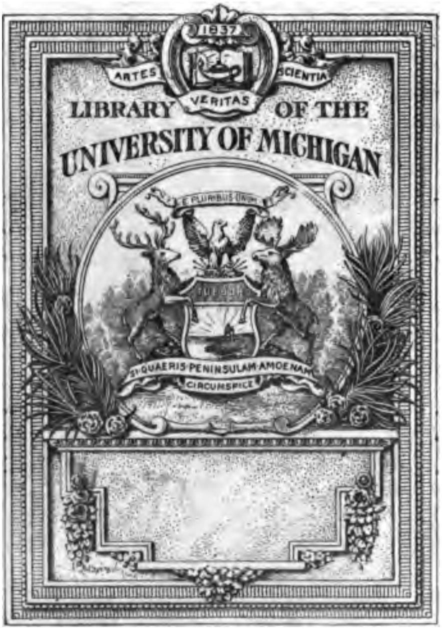
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,407



THE GIFT OF
Dr. H. L. Rietz.

8-JC.6
B5E

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Inhalts-Verzeichniß des dreizehnten Bandes.

Gefesselt.

Roman

von

Jenny Hirsch.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

―――

„Wer ist aber dann der Mörder des Marquis?" fragte der Amtsrichter, Ernst scharf fixirend.

„Das weiß ich nicht," erwiederte dieser, aber es kam unsicher heraus; er ward unter den forschenden Blicken des Verhörenden recht verlegen.

„Wo sind Sie selbst geblieben?"

„Ich ließ Fräulein Wilson einen Vorsprung, damit sie mich nicht bemerken sollte, und kehrte dann auch in die Villa zurück; erst am andern Morgen beim Frühstück sah ich sie wieder, denn sie hatte sich am Abend unwohl melden lassen und war auf ihrem Zimmer geblieben. Ich hatte keine Gelegenheit, mich zu erkundigen, wie die Unterredung abgelaufen sei."

Ernst schwieg; er glaubte Alles, was nothwendig sei, gesagt zu haben, und war einigermaßen verwundert, als der Amtsrichter weiter fragte:

„Sie waren zugegen, als die Meldung von der Ermordung des Marquis in Ihr Elternhaus gelangte?"

„Ja."

„Wie kommt es, daß Sie den Herrn Obersten nicht zur Rekognoszirung der Leiche begleiteten?"

„Es hatte mich Niemand dazu aufgefordert, und es ist dies kein Geschäft, zu welchem man sich drängt."

„Sie scheinen aber auch nicht in der Villa geblieben zu sein, wo Ihre Anwesenheit den sehr erregten Damen doch ein großer Trost gewesen sein würde."

„Ich hatte gerade an diesem Vormittag sehr wichtige Amtsgeschäfte, und im Uebrigen handelt es sich hierbei doch gar nicht um das, was ich gethan oder gelassen habe, sondern —"

„Sie irren, Herr v. Hilbach, es handelt sich in sehr hohem Grade um das, was Sie gethan haben," unterbrach ihn der Amtsrichter, immer noch höflich, aber doch in merklich kälterem Geschäftstone.

„Herr Amtsrichter, was soll das heißen?" rief Ernst aufspringend.

„Daß mich bedünken will, Sie haben mir da theils Wahrheit, theils aber auch Dichtung erzählt," erwiederte der Richter gelassen.

„Herr Amtsrichter, ich verstehe Sie nicht!"

„Oder besser, Sie wollen mich nicht verstehen. Sehr wundern muß ich mich, daß Sie, als Jurist, nicht selbst eingesehen haben, daß ich mich bei einer so widerspruchsvollen, unglaubhaften Geschichte, wie Sie mir erzählt, nicht beruhigen kann."

„Die Wahrheit ist zuweilen unglaublich,“ sagte Ernst. „Deshalb ist aber das Unglaubhafte nicht immer wahr.“

„Was denken Sie? Habe ich Sie noch nicht überzeugt, daß die junge Dame den Mord nicht begangen hat?“ rief der Assessor.

„Ich habe ihr die That noch keinen Augenblick zugetraut; möchte Sie aber nun fragen: wissen Sie nicht, wie sie dazu kommt, sich des Mordes anzuklagen, noch ehe man sie nur darnach gefragt hat?“

„Das weiß ich nicht; sie scheint sich in einem beinahe unzurechnungsfähigen Zustande befunden zu haben.“

„Den Eindruck machte sie keineswegs. Wenn Jemand sich eines so schweren Verbrechens zeiht, so muß er doch vollwichtige Gründe dafür haben.“

„Ich kenne dieselben nicht,“ antwortete Ernst, suchte dabei aber das Gesicht so zu wenden, daß er den Blicken des Amtsrichters auswich.

„So will ich sie Ihnen nennen,“ versetzte dieser, jedes Wort scharf betonend. „In ihrer grenzenlosen Unkenntniß der Gesetze glaubte sie, es sei genug, wenn sie sich selbst als die Mörderin erklärte, um sofort die ganze Untersuchung zu beenden, ja, sie war erstaunt und entrüstet, daß man sie nicht sofort verurtheilte.“

„Das arme, arme Kind!“ stieß Ernst unwillkürlich heraus.

Der Amtsrichter lächelte leise, schenkte diesem Zwischenruf jedoch anscheinend keine Beachtung, sondern fuhr fort: „Sie that das, weil sie den wirklichen Thäter kennt und seine Schuld auf sich nehmen wollte, und dieser Thäter“ —

er hielt eine Minute inne, um das Gewicht seiner Worte zu verstärken — „dieser Thäter sind Sie!"

Ernst machte eine Bewegung, als wolle er sich auf den Amtsrichter stürzen. „Herr, wie können Sie wagen —"

„Sie vergessen, wo Sie sich befinden," unterbrach ihn der Amtsrichter ruhig und fuhr fort: „Ich kann mir jetzt ganz genau vorstellen, wie die Sache sich zugetragen haben wird. Sie sind mit oder ohne Wissen der jungen Dame — darauf kommt es nicht an — zu ihrem Schutze mit zu der Unterredung gegangen, der Marquis hat sie bedroht und hat vielleicht selbst den Dolch auf sie gezückt, der seinem Leben ein Ende gemacht hat. Sie haben sich dann auf ihn gestürzt, ihm die Waffe entrissen und ihn, da Sie ihm an Kraft weit überlegen waren, überwältigt und niedergestochen."

Ernst hatte diese Auseinandersetzung mit vorgebeugtem Leibe und rollenden Augen mit angehört. „So hätte es sein können, bei Gott, so würde es geworden sein, wenn er sich an Annie vergriffen hätte!" rief er.

Der Amtsrichter nickte befriedigt vor sich hin, was er lange schon gemuthmaßt, ward ihm durch diese Aeußerung zur Gewißheit; zwischen dem Assessor und der Engländerin bestand ein Liebesverhältniß.

„So ist es gewesen," sagte er; „Sie haben keinen Mord, kaum einen Todtschlag begangen, sondern sich im Zustande der Nothwehr, der Vertheidigung befunden; warum leugnen Sie das nur so hartnäckig?"

„Weil es sich nicht so verhält, ich habe keinen Kampf mit dem Marquis gehabt."

„Sie wollen mich also glauben machen, es sei, nachdem Sie den Neuen Garten verlassen, ein Anderer dahin gekommen und habe den Marquis niedergestochen?“

„Es muß wohl so gewesen sein.“

„Ueberlegen Sie gar nicht, wie unwahrscheinlich das ist.“

„Wir haben das Kapitel von den Unwahrscheinlichkeiten bereits erörtert,“ versetzte Ernst achselzuckend.

„Es ist kein Raubmord verübt.“

„Einem Abenteurer, wie der Marquis war, mag leicht Jemand auflauern,“ warf Ernst hin.

„Der große Unbekannte,“ versetzte der Amtsrichter spöttisch, „ich halte die junge Dame doch nicht für so phantastisch, daß sie sich für einen solchen opfern möchte. — Sie haben vorhin angedeutet, sie könne sich im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit selbst beschuldigt haben,“ fuhr er fort, da Ernst die letztere Bemerkung unbeantwortet ließ, „sie hat im Gegentheil Beweise ihrer vollständigen geistigen Gesundheit gegeben; freilich hat sie durch ein eigenartiges Verhängniß gerade das herbeigeführt, was sie verhindern wollte. Sie haben mir erzählt, Annie Wilson hätte Sie gestern Vormittag mit ihren Lebensschicksalen bekannt gemacht und Ihnen gesagt, der Marquis, ihr Gatte, habe sie zu einer Unterredung in den Neuen Garten bestellt — die junge Frau dagegen hat hoch und theuer versichert, sie habe mit Niemand darüber gesprochen, kein Mensch habe gewußt, daß sie zu der Zusammenkunft gegangen sei. Sie berichteten mir, Sie hätten Annie Wilson darüber aufgeklärt, daß die Giltigkeit ihrer Ehe anfechtbar sei; die Dame aber hat,

als ich sie darum befragte, mit ganz besonderer Dringlichkeit betheuert, sie habe das nicht gewußt und von Niemand gehört. Es lag ihr also daran, Alles zu vermeiden, was möglicherweise dazu führen konnte, daß Ihr Name in der Angelegenheit genannt werde."

„Sie wissen die Dinge so geschickt zu gruppiren, daß ich beinahe selbst an meine Schuld glauben könnte, Herr Amtsrichter," sagte Ernst ironisch lächelnd; „gestatten Sie mir nun eine Gegenfrage: wenn ich die That begangen hätte und sie leugnen wollte, würde ich dann zu Ihnen gekommen sein und so viel zugegeben haben, wie ich gethan?"

„Sie sind doch nicht ein Mensch, der das Weib, welches ihn liebt, sich für ihn opfern läßt!" fuhr der Amtsrichter heraus, und es erfaßte ihn ein Grimm gegen den Mann, der sich krümmte und wand, um nur den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, während das schöne exaltirte, aber edle Wesen mit einer wahren Begier das Märtyrerthum für ihn auf sich genommen hatte. „Spät genug sind Sie allerdings gekommen," fügte er hinzu, und jetzt klang sein Ton verächtlich.

„Spät? Ich kam, sobald ich von ihrer Verhaftung erfuhr."

„Sie hätten gar nicht fortgehen dürfen; der Eifer für Erfüllung Ihrer Amtsgeschäfte macht Sie ebenfalls verdächtig. Wie konnten Sie am heutigen Morgen die Mutter, die Geliebte verlassen? Ein unbefangener Mann hätte das nicht gethan."

Ernst senkte den Kopf; so hatte denn seine Vorsicht

gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Nach einigem Ueberlegen sagte er: „Ich will Ihnen ein Zugeständniß machen, Herr Amtsrichter.“

„Endlich,“ murmelte dieser.

„Ich glaube allerdings, Annie Wilson ist von der Besorgniß erfüllt, ich sei, wie es sich auch in der That verhielt, trotz ihres Verbotes in der Nähe des Ortes der Zusammenkunft gewesen, nach ihrem Fortgehen mit dem Marquis in Streit gerathen und habe ihn niedergestochen. In ihrem Edelmuth will sie die That auf sich nehmen, ohne daran zu denken, daß ich nimmermehr dazu schweigen würde.“

„Sie thun es doch.“

„Ich sage, wie sich die Dinge verhalten.“

„Sehr bedingungsweise,“ versetzte der Amtsrichter achselzuckend, „ich kann Sie nicht zwingen, die Wahrheit zu sagen; Sie tragen übrigens noch einen stummen Ankläger mit sich herum.“

„Ich?“ Der Assessor suchte mit den Blicken an seiner Kleidung herum.

„Sie tragen recht moderne, elegant gearbeitete Stiefel,“ sagte der Amtsrichter, „hatten Sie dieselben auch an, als Sie gestern Abend im Neuen Garten waren?“

„Gewiß, ich trug sie gestern Abend,“ erwiederte Ernst mit spöttischem Achselzucken; „was weiter?“

„Man hat den Abdruck eines so gearbeiteten Stiefels am Thatort gefunden.“

„Und nach dem bloßen Augenschein wollen Sie beurtheilen, daß dieser Abdruck gerade mit meinem Fuße übereinstimme?“

Der Amtsrichter klingelte, während ein leises Lächeln um seine Lippen huschte. Dem eintretenden Diener befahl er, den Kriminalkommissär Meienberg, der sich noch im Gerichtsgebäude befinden müsse, hereinzuschicken, nahm diesen, der nach wenigen Minuten erschien, bei Seite und theilte ihm das Ergebniß der soeben mit dem Assessor v. Hildach stattgehabten Unterredung mit.

Der Kommissär warf, während er aufmerksam zuhörte, verstohlene Blicke auf den Assessor, sein Gesicht blieb aber unbeweglich.

„Darf ich Sie bitten, dem Herrn Kommissär Ihren Fuß zu überlassen?“ wandte sich der Amtsrichter an Ernst.

Dieser streckte den Fuß vor, ungefähr als habe er einen Schuhmacher vor sich, der ihm Maß nehmen sollte. Meienberg brachte ein aus starkem Papier geschnittenes Muster zum Vorschein, hielt es gegen die Sohle von Ernst's Stiefel, ließ ihn darauf treten, verglich beides mit dem Centimetermaß, und nicht nur der Amtsrichter, sondern auch Ernst selbst überzeugte sich zu seinem Schrecken, daß Alles auf's Haar stimmte. Nicht nur die Länge und Breite, auch die etwas eigenartige Form des Stiefels war genau wiedergegeben.

„Die Stiefel scheinen noch neu,“ warf der Kriminalkommissär leicht hin.

„Ja, ich habe sie erst vor etlichen Tagen aus Berlin mitgebracht,“ erwiederte Ernst.

„Wo haben Sie sie gekauft?“ fragte der Kommissär hastig.

„In der Schuhwaarenhandlung von Junker in der Leipzigerstraße.“

Während sich der Kommissär eine Notiz machte, wandte sich der Amtsrichter nicht ohne Verlegenheit an Ernst.

„Herr v. Hildach, Sie werden selbst einsehen —“

„Daß Sie mich verhaften müssen,“ fiel Ernst bitter ein; „Mörder beläßt man nicht auf Ehrenwort in Freiheit.“

„Es ist vielleicht nur für wenige Stunden, es kann sich ja Alles aufklären,“ tröstete der Kommissär, während der Amtsrichter die erforderliche Verfügung schrieb; Ernst achtete nicht darauf.

„Darf ich einige Zeilen an meinen Vater senden?“ fragte er.

„Ohne Zweifel,“ versetzte der Amtsrichter und schob ihm bereitwillig Schreibmaterial hin.

Ernst schrieb, reichte dem Amtsrichter das Blatt zur Durchsicht und ließ dann wie stumpf und müde Alles über sich ergehen.

„Arme Mutter, arme Mutter!“ waren die einzigen Worte, die er murmelte. —

„Sie machen ein so merkwürdiges Gesicht, Meienberg, als glaubten Sie noch nicht daran, daß wir den Richtigen gefaßt haben,“ sagte der Amtsrichter, als Ernst abgeführt war.

„Ja, wenn ich's ehrlich gestehen soll, so ist mir immer noch, als steckte hinter der Geschichte etwas Anderes,“ erwiederte der Kommissär.

„Was?“

„Ja, das weiß ich noch nicht, aber ich hoffe es herauszubringen. Ich habe doch Vollmacht, in der Sache zu handeln?"

„Thun Sie, was Ihnen angemessen scheint; ich werde jetzt die junge Dame nochmals vernehmen."

Der Kommissär entfernte sich.

Es war ein noch junger Mann, der erst vor Kurzem von der Berliner Polizei nach Potsdam versetzt war, weil man dort den Sicherheitsdienst durch einige recht brauchbare Kräfte zu verstärken gewünscht hatte. Bis jetzt hatte er hier noch keine Gelegenheit gefunden, seinen Scharfsinn und seine Findigkeit an den Tag zu legen, es schien ihm aber, als liege hier ein solcher Fall vor.

Zunächst setzte er sich telegraphisch mit der Kriminalpolizei in Berlin in Verbindung und trug Sorge dafür, daß bereits die daselbst wie in Potsdam erscheinenden Abendblätter die Nachricht verbreiteten, die Mörder des im Neuen Garten todt aufgefundenen Marquis v. Maleville befänden sich bereits in den Händen des Gerichtes und wären so gut wie überführt.

Sein nächster Weg ging dann nach der Hildach'schen Villa, wo sein Erscheinen die daselbst bereits herrschende furchtbare Aufregung noch verstärkte. So schonend er auch die Nachricht von der Verhaftung des Assessors den Eltern beizubringen suchte, wirkte sie doch vernichtend. Frau v. Hildach verfiel in Weinkrämpfe und mußte in ihr Schlafzimmer getragen werden, der Oberst vermochte nicht, drei zusammenhängende Worte zu sprechen, und nur Elisabeth behielt so viel Fassung, dem Verlangen des Beamten

zu entsprechen und ihn nach Annie's und des Assessors Zimmer zu führen, da er deren Besitzthümer kraft seines Amtes einer genauen Durchsuchung unterwerfen zu müssen erklärte.

Was das junge Mädchen aufrecht hielt, war die unerschütterliche Ueberzeugung von der Unschuld der Freundin und des Vetters.

Als die Untersuchung auch nicht den leisesten Anhaltspunkt für eine Beschuldigung Beider ergab, konnte sie sich nicht enthalten, diesen Gedanken gegen den Kommissär auszusprechen.

Er lächelte in eigenthümlicher Weise vor sich hin und antwortete: „Glauben Sie immerhin an die Unschuld der Ihnen nahe stehenden Personen, gnädiges Fräulein, das ist Ihr Recht; wir haben sie so lange für schuldig zu halten, bis sich vielleicht der wahre Schuldige gefunden hat."

„Und glauben Sie, den finden zu können?" fragte sie lebhaft und von neuer Hoffnung beseelt.

Der Kommissär goß ihr aber sofort Wasser in den Wein, indem er entgegnete: „Das habe ich nicht gesagt."

Sie blickte ihn so traurig, so hilfeflehend an, daß er gutmüthig hinzusetzte: „Verlassen Sie sich darauf, gnädiges Fräulein, es wird nichts unterlassen, um Licht in die dunkle Angelegenheit zu bringen."

„O, wenn auch Sie sie dunkel nennen —"

„Pst!" gebot er, zwei Finger auf seine Lippen legend, und näher an sie herantretend fügte er leise hinzu: „Lassen Sie das Niemand hören, Niemand, sage ich Ihnen; Sie könnten damit viel verderben."

Sie sah ihn mit ihren klugen Augen verständnißvoll an und reichte ihm die Hand, die er wie die eines Bundesgenossen drückte, dann entfernte er sich, das junge Mädchen beruhigt zurücklassend. Der Mann flößte ihr ein wunderbares Vertrauen ein.

Sie bedurfte dieses Trostes auch sehr, denn rings um sie sah es völlig trostlos aus. Die Dienstboten, welche von Frau v. Hildach wie Drahtpuppen regiert wurden, die nie etwas selbstständig ausführen durften, waren in dem Augenblicke, wo die Leitung versagte und außergewöhnliche Anforderungen an sie herantraten, völlig kopflos und bestürmten das gnädige Fräulein fortdauernd mit Fragen selbst nach den einfachsten Dingen. Der Oberst war sofort nach der Stadt geeilt, um seinen Sohn zu sehen und zu sprechen, kehrte aber niedergeschlagen und gleichzeitig gekränkt und erbittert zurück, daß ihm, dem Obersten v. Hildach, der Zutritt zu dem Untersuchungsgefangenen rund abgeschlagen worden war.

Elisabeth hatte in aller Eile einige Zeilen an Joachim geschrieben und ihn mit den Vorgängen des verhängnißvollen Tages bekannt gemacht. Als sie den Brief dem Diener zur Besorgung übergeben, seufzte sie tief auf in der Erwägung, wie Wunsch und Erfüllung sich doch so gar verschieden zu einander verhielten. Wie oft, wenn sie Ernst einen Brief an den Geliebten zugesteckt oder einen von ihm durch den Vetter erhielten, hatte sie gewünscht, diese Heimlichkeit möchte erst ihr Ende erreicht haben.

Jetzt konnte sie unbehindert an Joachim einen Brief absenden, jetzt hatte sie ihn ersucht, unverzüglich direkt an

sie zu schreiben, und doch wie gern würde sie nun noch länger ihre Briefe aus Ernst's Hand empfangen haben!

Elftes Kapitel.

Von der Hilbach'schen Villa begab sich der Kommissär Meienberg nach dem Hotel Harms und öffnete das von dem Marquis v. Maleville bewohnt gewesene Zimmer, das sogleich unter Verschluß genommen worden war, um dessen Sachen einer genauen Durchsicht zu unterwerfen. Es nahm dies nicht viel Zeit in Anspruch. Kopfschüttelnd bemerkte der Beamte, wie wenig Wäsche und Kleider der vornehme Herr besessen, und wie bei ihm jedes Stück auf den Schein berechnet gewesen war.

In dem Schreibtisch fand der Kommissär mehrere Packete neuer Spielkarten, er öffnete eines davon, hielt einige Karten gegen das Licht, und sein geübtes Auge gewahrte nun ganz feine Nadelstiche, auch fühlte sein sorgsam darüber streichender Daumen auf der Rückseite kleine, kaum merkbare Unebenheiten. Diesmal nickte er leise, das Gewerbe, das er dem Marquis zugetraut, fand durch dieses Rüstzeug seine Bestätigung.

Vergeblich suchte der Kommissär dagegen nach Papieren oder nach Briefen; was der Marquis davon besessen, schien er in der bereits aufgefundenen Brieftasche bei sich getragen zu haben. Auch Geld fand sich nicht mehr vor. Das Bild, welches sich der Kommissär von dem Ermordeten machte, ward dadurch vervollständigt.

„Ein Abenteurer," murmelte er, „der jederzeit darauf

gefaßt sein muß, daß er abgefaßt wird, und der deshalb sein Gepäck so leicht wie möglich macht, um sich schleunig in Sicherheit bringen zu können, der kein Papier liegen läßt, das ihn bloßstellen könnte, und der seine Baarschaft immer in der Tasche trägt. Nach dem Gelde, das wir bei ihm gefunden, zu urtheilen, muß er so ziemlich auf dem Trockenen gesessen haben. — Er hat sein Handwerk gut verstanden, hier finde ich schwerlich etwas, das mir einen Anhalt bietet, nicht einmal ein Papierkorb ist da," fügte er hinzu, sich getäuscht und verstimmt in dem dürftig möblirten Zimmer umschauend.

Noch einmal nahm er die Spielkarten in die Hand, um sie einzeln durchzusehen, obwohl er sich davon kaum einen Erfolg versprach. In dem letzten Packet fand er ein paar Karten, von denen jede noch einzeln in ein Papier eingewickelt war, sie mußten allem Anscheine nach zu einem besonderen Gaunerstückchen bestimmt gewesen sein. Meienberg steckte sie ein, um sie sich bei Gelegenheit genauer anzusehen, für den Augenblick wurde aber seine Aufmerksamkeit noch weit mehr durch die Papierhüllen der Karten gefesselt, denn diese waren einzelne Theile einer Hotelrechnung, welche, wie es schien, nicht für den Marquis ausgestellt war.

Sofort machte sich der Kommissär daran, die einzelnen Stücke zusammenzusetzen. Dieselben schienen jedoch nicht vollständig zu sein, denn er brachte trotz aller Mühe nur: „Hotel D— — —d, Berlin" und von dem Namen die Silben „Alex— — —oß" heraus.

Dem findigen Beamten schien dies aber genug. Er

pfiff leise vor sich hin, schrieb die entzifferten Silben in sein Notizbuch, nahm die Karten und die Papierfetzen mit sich und entfernte sich eilig.

Er ging geraden Weges nach dem Bahnhof und löste eine Fahrkarte für den nächsten Zug nach Berlin. Die zehn Minuten, welche er bis zum Abgange desselben noch zu warten hatte, verbrachte er im Telegraphenbureau.

Zu seinem Leidwesen hatte er einen jener Züge erfaßt, die auf allen Zwischenstationen halten; er verging beinahe vor Ungeduld, bis er endlich in Berlin ausstieg. Es war inzwischen fünf Uhr Nachmittags geworden.

Sein Auge überflog die sich auf dem Bahnsteige drängenden Menschen und blieb an einem Manne in unscheinbarer bürgerlicher Kleidung haften, der ihm einen leisen Wink gab. Er näherte sich ihm unauffällig und schritt mit ihm dem Ausgange zu.

„Der Mann heißt Alexis Warkoß, ist ein Deutschrusse, war zuletzt in Warschau und wohnt im Hotel du Nord,“ berichtete der Andere ganz kurz und knapp; „er ist gestern gegen Abend nach Potsdam gefahren und erst um elf Uhr zurückgekommen; er will mit dem Nachtzuge der Ostbahn abreisen.“

„Gut. Er wird beobachtet?“

„Born und Held lassen ihn nicht aus den Augen.“

„Ich habe nur noch einen Gang. Erwarten Sie mich in einer halben Stunde in der Josty'schen Konditorei am Potsdamer Platz.“

Der Andere nickte und ging die Königgrätzerstraße

hinauf, Meinenberg wandte sich dem Potsdamerplatz und der Leipzigerstraße zu.

— — — — — — — — — — — —

Während Meinenberg diese geheimnißvolle Thätigkeit in Berlin entfaltete, war die Untersuchung in Potsdam auch in ein anderes Stadium getreten. Amtsrichter Greger hatte Annie Wilson nochmals vorführen lassen, um mit ihr, gestützt auf die Aussagen des Assessors v. Hildach, ein zweites Verhör anzustellen, von dem er sich entscheidende Ergebnisse versprach.

„Ihre Behauptung, daß Sie den Marquis v. Maleville getödtet haben, hat bereits die schlagendste Widerlegung gefunden," redete er die Eintretende an, machte aber dann eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Annie antwortete nicht, richtete aber die großen dunkelgrauen Augen mit dem Ausdruck namenloser Angst auf den Richter.

„Der Thäter hat sich gestellt," sagte dieser.

Sie wurde leichenblaß und hielt sich mit den Händen an dem Tisch fest. „Das ist nicht wahr! Glauben Sie ihm nicht! Ach, ich fürchtete das!" rief sie.

„Ah — Sie kennen ihn also?" fiel der Amtsrichter ein.

Annie bemerkte jetzt, daß sie in ihrem Schreck zu viel gesagt hatte. „Ich kenne ihn nicht, o nein, ich meinte nur, ich dachte nur —"

„Was meinten, was dachten Sie?" fiel der Zögernden der Amtsrichter in die Rede, und fügte, da sie schwieg, hinzu: „Daß der Assessor v Hildach doch nicht so un-

ritterlich sein und es zulassen könne, daß eine Frau sich für ihn opferte. Sie hatten Recht. Er war soeben hier und hat sein Bekenntniß abgelegt."

„Glauben Sie ihm nicht! Er hat das nur gethan, um mich zu retten!" rief Annie, in einen in der Nähe stehenden Stuhl sinkend, denn sie vermochte sich nicht mehr aufrecht zu erhalten. „Wie sollte er dazu gekommen sein? Er wußte ja nicht —"

„Sprechen Sie lieber keine Unwahrheiten, Sie scheinen darin nicht sehr geübt und verschlimmern dadurch nur die Sache," sagte der Amtsrichter in mildem Ton, denn das schöne, unglückliche Wesen flößte ihm eine lebhafte Theilnahme ein. „Ich weiß von dem Assessor, daß er durch Sie von der Zusammenkunft unterrichtet worden ist, und daß er Sie auch darauf aufmerksam gemacht, daß die Giltigkeit Ihrer Ehe anfechtbar sei. Sie verschwiegen mir das, damit Hildach's Name ganz aus dem Spiel bleibe. Ist es nicht so?"

Sie senkte das Haupt.

„Er begleitete Sie zu der Zusammenkunft, und als Ihr Gatte zornig ward, sich an Ihnen vergriff und Sie mit dem Dolche bedrohte, stürzte er hervor, entriß ihm denselben und stieß ihn nieder."

Annie blickte den Sprechenden mit weit aufgerissenen Augen an.

„Hat er Ihnen das erzählt?" fragte sie.

„Ja!" sagte der Amtsrichter, vor sich niederblickend, schaute aber verwundert auf, denn die Wirkung dieses Wortes war eine ganz andere, als er erwartet. Annie

war aufgesprungen, in ihre zusammengesunkene Gestalt war Leben gekommen.

„Das ist nicht wahr!“ rief sie, „und wenn er das gesagt hat, so hat er's nicht gethan!“ Ihre Brust hob sich, als wäre ihr eine große Last von der Seele genommen.

„Was heißt das? Was bedeuten diese Widersprüche?“ fragte der Amtsrichter.

Einige Sekunden blickte sie sinnend vor sich hin, dann sagte sie: „Ich will die Wahrheit gestehen: ich habe den Marquis nicht ermordet.“

„Das ist mir nichts Neues; Sie sehen ein, daß es thöricht war, Ernst v. Hildach's That auf sich nehmen zu wollen.“

„Er hat sie auch nicht begangen; jetzt weiß ich es.“

Der Amtsrichter schüttelte den Kopf.

„Ich glaubte, ich fürchtete es zuerst. Doch lassen Sie mich Ihnen Alles berichten. Ich hatte Herrn v. Hildach zum Vertrauten meines Unglücks gemacht; er bot mir an, statt meiner zu der Zusammenkunft zu gehen und es dem Marquis zu sagen, daß die Ehe mit mir gar nicht giltig sei. Ich gab es nicht zu, denn ich fürchtete einen Zusammenstoß zwischen Beiden. Ich traf dann mit dem Marquis zusammen; er verlangte, daß ich ihm schon am nächsten Tage folgen solle, ich aber sagte ihm, das würde ich nimmermehr thun, ich sei gar nicht seine rechtmäßige Frau, das Gesetz würde mich gegen ihn schützen. Er gerieth in einen furchtbaren Zorn, schwur Demjenigen Rache, der mir das gesagt, und drohte, wenn ich nicht sogleich mit ihm ginge, wolle er am anderen Morgen

kommen und Frau v. Hilbach und ihrer Nichte meine Vergangenheit offenbaren. Da sagte ich ihm, er möge sein Schlimmstes thun, lieber ginge ich in den Tod, als mit ihm, riß mich los und rannte halb besinnungslos nach der Villa zurück. Der Gedanke kam mir, ob es nicht besser sei, gar nicht wieder in das Haus zu gehen, ob ich nicht meinem zu Grunde gerichteten Leben durch einen Sprung in den See ein Ende machen sollte, und ich wandte mich dem Wasser zu. Da glaubte ich aber Schritte hinter mir zu vernehmen und dachte, daß Herr v. Hilbach mir vielleicht doch gefolgt wäre. Dann würde er mir aber auch weiter nachgehen und mich an der Ausübung meines verzweifelten Vorhabens verhindern. Ich beschloß, es auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. Ich ging in's Haus, eilte auf mein Zimmer, schloß mich ein und verbrachte eine entsetzliche Nacht. Die Hoffnung spiegelte mir vor, daß der Marquis jetzt, wo seine Macht gebrochen war, mir nicht wieder in den Weg kommen werde, daß ich für immer von ihm befreit sei; die Furcht zeigte mir ihn, wie er vor mich hintrat und mir die beschämendsten Dinge in's Gesicht schleuderte, die ich nicht zu widerlegen vermochte, so unschuldig ich daran auch war. Wie es aber auch kommen mochte, und obwohl ich nicht wußte, wohin ich meine Schritte richten sollte, beschloß ich doch, am nächsten Tage das Hilbach'sche Haus zu verlassen."

„Warum entdeckten Sie sich nicht Ihrer Freundin?" unterbrach der Amtsrichter die Erzählung.

„Sie hatte während des Abends ein paarmal an meine

Thür gepocht, ich hatte es aber nicht über mich gebracht, ihr zu öffnen; ich schauderte davor, sie einen Blick in die Tiefe meines Elends thun zu lassen. Als ich dann mit mir im Reinen war, daß ich am nächsten Tage abreisen wollte, war es zu spät, das ganze Haus war zur Ruhe gegangen, und Frau v. Hildach hatte es schon ein paarmal mißfällig bemerkt, daß wir miteinander länger aufgeblieben waren," erwiederte Annie.

Der Amtsrichter schüttelte den Kopf, die Erklärung schien ihm ungenügend. „Weiter," sagte er.

„Am Morgen war ich nach einer qualvoll verbrachten Nacht in einen kurzen Schlummer gesunken," fuhr Annie fort, „so kam es, daß Elisabeth, die mich nicht hatte stören wollen, vor mir zur Morgenandacht und zum Frühstück hinunter gegangen war. Während ich auf den Augenblick wartete, wo ich sie allein sprechen könnte, um ihr meinen Entschluß, noch heute abreisen zu wollen, zuerst mitzutheilen, kam die Nachricht, daß man einen Mann ermordet im Neuen Garten gefunden hatte. Ich wußte sogleich, daß es der Marquis sei."

„Wie so?"

„Mein Herz sagte es mir, und gleichzeitig stieg mir die Angst auf, Ernst — Herr v. Hildach könne mit dem Marquis zusammengetroffen sein, es könne Streit zwischen ihnen gegeben haben — und — es könne ein Unglück geschehen sein."

„Und da kamen Sie auf den Gedanken, sich zu der That zu bekennen, um Herrn v. Hildach zu retten?"

„Nicht sogleich," erwiederte sie, die Augen senkend,

denn sie fühlte unter den Blicken des Amtsrichters eine brennende Schamröthe in ihr Gesicht steigen; „als ich aber hierher vorgeladen ward, da beschloß ich, es zu thun; war ich doch die eigentliche Urheberin der That; um meinetwillen hatte er sie begangen, was lag noch weiter an mir! Wenn er nur gerettet ward."

„Sie konnten doch aber unmöglich annehmen, Herr v. Hilbach würde ein solches Opfer sich schweigend gefallen lassen," warf der Amtsrichter ein.

„So viel überlegte ich nicht," erwiederte sie treuherzig wie ein Kind, „ich hatte nur den einen Gedanken, die That auf mich zu nehmen und ihn zu retten, und nun sind wir uns auf diesem Wege begegnet."

„Wie so?"

„Wenn er ausgesagt hat, er habe die That in meiner Gegenwart begangen, um mich zu schützen, so bekennt er sich nur dazu, um sich für mich zu opfern!" rief sie. „Ich wiederhole es Ihnen: ich glaubte, der Zusammenstoß sei erfolgt, nachdem ich mich entfernt hatte."

Der Amtsrichter wußte jetzt nicht mehr, was er von der Sache denken sollte. Annie's und des Assessors Angaben stimmten darin überein, daß diese den Neuen Garten verlassen hatte, ehe der Mord begangen war; verhielt es sich wirklich so, wie sie in ahnender Seele gefürchtet, daß er nach ihrer Entfernung erst den Zusammenstoß mit dem Marquis gehabt, oder befand er sich hier einem vorher zwischen Beiden überlegten Plan des Leugnens gegenüber?

Er machte verschiedene Versuche, Annie in Widersprüche zu verwickeln. es gelang ihm aber nicht, und es

blieb ihm nichts übrig, als das Verhör zu schließen und sie wieder in ihr Gefängniß führen zu lassen. So lange er sie als die Mitschuldige des Assessors betrachtete, konnte von ihrer Entlassung keine Rede sein.

„Wäre es wirklich möglich, daß der Mord von einem Anderen verübt worden ist?“ fragte er sich, wies aber diese Annahme als gar zu abenteuerlich zurück.

Zwölftes Kapitel.

„Herr Alexis Warkoß, der kürzlich Stiefel bei Ihnen gekauft hat, beauftragt mich, ihm noch ein ganz genau gleiches Paar zu besorgen,“ redete der Polizeikommissär Meienberg die Verkäuferin im Junker'schen Geschäft in der Leipzigerstraße an, welche sich bei dem Eintretenden höflich nach seinen Wünschen erkundigt hatte.

„Wenn Sie mir nur das Maß geben könnten,“ versetzte die Verkäuferin ein wenig verlegen.

„Das Maß habe ich bei mir, es war aber eine neue Façon; mein Freund, der Assessor v. Hildach, der die Stiefel bei Herrn Warkoß gesehen, hat eben solche gekauft, und Sie haben sie ihm nach Potsdam geschickt.“

Jetzt hellte sich das Gesicht des jungen Mädchens auf. „O, nun weiß ich; es waren Muster, die erst kürzlich aus Wien eingetroffen sind; ein Paar schickten wir in's Hotel du Nord für Herrn Warkoß aus Warschau, das andere nach Potsdam an Herrn v. Hildach.“

„Darf ich Sie nun ebenfalls um ein solches Paar bitten?“

„Ich bedaure, wir haben augenblicklich keines mehr auf Lager, aber wenn Sie sich vielleicht morgen wieder herbemühen möchten —“ erwiederte die Verkäuferin mit vielen Entschuldigungen. Der Herr versicherte jedoch mit der größten Liebenswürdigkeit, das mache durchaus nichts, er werde am nächsten Tage wieder nachfragen, und verließ gemächlichen Schrittes das Geschäft.

Eine halbe Stunde später klopfte es an die Thür eines im zweiten Stock des Hotels du Nord belegenen Zimmers. Der darin mit Packen beschäftigte Herr sah unwillig von der Arbeit auf, öffnete aber nicht.

Das Pochen wiederholte sich, begleitet von der Stimme des Zimmerkellners: „Gnädiger Herr, ein Telegramm!“

Der Herr warf den Deckel des mitten im Zimmer stehenden Koffers zu, schob den Riegel der Thür zurück und öffnete dieselbe nur so weit, als erforderlich war, um das Telegramm in Empfang zu nehmen, während er mit der den Deutschrussen eigenen scharfen Betonung der Worte fragte: „Woher kommt es?“

„Aus Potsdam,“ antwortete eine andere Stimme, während die Thür von außen dem Widerstrebenden aus der Hand gerissen ward. Ziemlich fassungslos befand er sich einem fremden Herrn gegenüber.

„Was bedeutet das? Wer sind Sie, mein Herr, das sieht ja einem Ueberfall ähnlich,“ rief er, in's Zimmer zurückweichend.

Der Andere folgte ihm und sagte sehr höflich, während er aber seine Augen suchend in der Runde gehen ließ: „Sie verzeihen, der Kellner hat mich mißverstanden; ich habe

kein Telegramm, sondern bin der Ueberbringer einer mündlichen Botschaft."

„Sie irren sich; ich wüßte Niemand, der mir eine Botschaft senden könnte," war die etwas hochfahrende Entgegnung. „Verzeihen Sie übrigens, mein Herr, Sie sehen, ich bin beschäftigt." Damit wandte er dem Anderen den Rücken.

„Ich habe doch die Ehre, mit Herrn Warkoß zu sprechen?"

„Ganz recht, aber —"

„Mich sendet der Marquis v. Maleville."

Das Packet Tücher, welches Warkoß ergriffen hatte, um damit anzudeuten, er sei mit Packen beschäftigt, entfiel seiner Hand, das frische Gesicht des großen, kräftig gebauten Mannes entfärbte sich; die Bewegung ging jedoch so schnell vorüber, daß nur ein sehr aufmerksamer Beobachter sie wahrzunehmen vermochte. Ruhig versetzte er: „Das ist ein zweiter Irrthum, ich kenne keinen Marquis v. Maleville."

Jetzt trat ihm der Fremde einen Schritt näher und sagte: „Herr Warkoß, welche Gründe Sie auch haben mögen, Ihren Freund zu verleugnen, Sie sollten das nicht thun, denn es ist ein Sterbender, der Sie zu sich ruft."

Warkoß schüttelte energisch den Kopf. „Ich kenne keinen Marquis v. Maleville, lassen Sie mich in Ruhe." Er wies nach der Thür. Der Andere rührte sich nicht von der Stelle.

„Ich bedaure, Ihrer Aufforderung nicht Folge leisten zu können," erwiederte er immer noch sehr höflich aber

sein Ton hatte eine gewisse ironische Beimischung, „ich habe den bestimmten Auftrag, Sie an das Sterbebett des Marquis zu geleiten.“

Warkoß sah jetzt den vor ihm Stehenden genauer an und wurde von einer lebhaften Unruhe erfaßt. „Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte er.

„O, mein Name thut nichts zur Sache, ich bin ja nur der Beauftragte Ihres sterbenden Freundes.“

„Aber ich habe keinen sterbenden Freund!“ rief Warkoß mit dem Fuße stampfend.

„Sie wähnten, er sei schon todt,“ sagte der Andere und trat jetzt ganz dicht an ihn heran, „nun denn, Herr Warkoß, der Irrthum war auf Ihrer Seite. Der Marquis ist noch einmal zu sich gekommen.“

„Das ist nicht möglich!“ rief Warkoß sich vergessend, fügte aber sogleich sich verbessernd hinzu: „Ich wollte sagen, es ist nicht möglich, daß ich gemeint bin, wahrscheinlich ein anderer Warkoß —“

„Alexis Warkoß aus Warschau, so lautet Ihr Name. Doch spielen wir nicht länger Verstecken. Ich bin der Polizeikommissär Meienberg und bin gekommen, Sie zu verhaften.“

Warkoß prallte zurück, setzte sich aber sogleich wieder auf's hohe Pferd. „Mir scheint, ich habe es mit einem Wahnsinnigen zu thun. Verlassen Sie augenblicklich dieses Zimmer, oder ich rufe um Hilfe.“

„Die ist ganz in der Nähe, ich habe sie mitgebracht,“ erwiederte der Polizeikommissär; „je weniger Lärm Sie machen, desto besser wird es für Sie sein.“

„Herr, nehmen Sie sich in Acht; ich bin russischer Unterthan! Unsere Botschaft —“

„Schützt keinen Mörder,“ fiel der Kommissär ein und fügte, ohne ihm Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, hinzu: „Sie haben gestern Abend zwischen acht und neun Uhr im Neuen Garten in Potsdam den Marquis v. Maleville räuberisch überfallen und ihn tödtlich verwundet.“

„Das ist nicht wahr, das lügt er Angesichts des Todes!“ schrie Warkoß. „Ich habe nichts weiter gethan, als mich meiner Haut gewehrt!“ Er bereute sofort dieses rasche Wort, aber es war zu spät.

„Ah, Sie erinnern sich jetzt seiner,“ sagte der Polizeikommissär, „ich wußte es ja, man mußte Ihrem Gedächtniß nur in geeigneter Weise zu Hilfe kommen.“

Warkoß wollte sich wieder auf's Leugnen legen und behauptete, der Polizeikommissär habe seine Aeußerung mißverstanden. „Ich bin Ausländer, ich drücke mich mangelhaft aus —“ wollte er sich entschuldigen.

„Dafür haben Sie Ihre Stiefel, die Sie in dem Junker'schen Geschäft in der Leipzigerstraße gekauft haben, auf dem Schauplatz Ihrer That recht lesbar eingedrückt,“ sagte der Beamte und schaute dem Abenteurer auf die Füße.

Jetzt ward Warkoß erdfahl: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ murmelte er.

„Alles Leugnen ist nutzlos, wir wissen, daß Sie der Mörder sind.“

„Nein, ich bin kein Mörder, das lügt der Elende; das eigene Leben, das er bedrohte, habe ich gegen ihn vertheidigt!“ schrie jetzt Warkoß.

„Wenn sich die Dinge so verhalten, haben Sie um so weniger Grund, den Vorfall in Abrede zu stellen," sagte der Polizeikommissär; „folgen Sie mir."

„Aber mein Herr, Sie sehen doch, daß ich im Begriffe bin, abzureisen."

Der Kommissär lächelte. „Ich hätte Sie nicht für so naiv gehalten, Herr Warkoß; Ihre Abreise wird nicht stattfinden."

„Lassen Sie mich fort, was kann Ihnen daran liegen, mich hier zu behalten?" bat Warkoß. „Davon wird Maleville nicht wieder gesund, und, unter uns gesagt, viel verliert die Welt nicht an ihm."

„Das habe ich nicht zu entscheiden, ist auch für den vorliegenden Fall belanglos," entgegnete Meienberg kalt.

„Herr Kommissär, leben und leben lassen," sagte Warkoß mit leiser Stimme und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, „ich bin gut bei Kasse; wollen Sie fünf-, wollen Sie zehntausend Mark?"

Meienberg stieß ihn unsanft zurück. „Vergessen Sie nicht, daß wir in Deutschland sind," sagte er hart, „und nun genug des unnützen Hin- und Widerredens." Er öffnete die Thür. Ein paar Polizeibeamte, welche auf dem Vorplatz gewartet hatten, traten ein. Der Kommissär bedeutete sie, die Sachen des Verhafteten zu untersuchen. Man fand außer den Stiefeln, die ebenso genau wie die des Assessors v. Hildach dem genommenen Maß entsprachen, ganz unten im Koffer ein Hemd, dessen Vordereinsatz und Manschetten mit Blut befleckt waren. Es hätte dieses redenden Zeugen nicht erst bedurft, der Verbrecher war ohnehin überführt.

Der Polizeikommissär ließ eine Droschke holen und brachte Warkoß nach dem Polizeigebäude am Molkenmarkt, wo das erste Verhör mit ihm angestellt ward, worauf seine Ueberführung nach Potsdam stattfinden sollte.

— — — — — — — — — — — — —

Meienberg hatte ebensowenig Ernst v. Hildach für den Mörder des Marquis gehalten, wie er Annie's kindlichem Geständniß Glauben geschenkt, und wenn er diese Anschauung nicht ausdrücklicher ausgesprochen hatte, so war dies nur geschehen, weil er durch die Verhaftung des Assessors den wahren Thäter sicher zu machen hoffte. Diesen vermuthete er aber in einem Spießgesellen des Ermordeten. Auch der Umstand, daß Hildach's Stiefelform und Maß genau den auf dem Schauplatze der That gefundenen Spuren entsprach, machte ihn in seiner Meinung nicht wankend, wohl aber hoffte er, daraus für seine Nachforschungen Vortheil ziehen zu können.

Einen weiteren Anhaltspunkt gaben ihm alsdann die Bruchstücke der Hotelrechnung. Er telegraphirte die abgerissenen Silben mit seinen daran geknüpften Vermuthungen an die Kriminalpolizei nach Berlin, und fand sie bei seiner Ankunft bereits auf das Glücklichste benutzt.

Man hatte daselbst auf den Deutschrussen oder Polen — ganz genau war man über seine Nationalität nicht im Klaren gewesen — bereits ein wachsames Auge gehabt, da er sich des Hazardspiels, wenn nicht gar des falschen Spiels, verdächtig gemacht; man wußte ferner, daß er am vergangenen Tage gegen Abend nach Potsdam gefahren und mit dem letzten Zuge zurückgekehrt war. Es

war auch noch ermittelt worden, daß er schon an diesem Morgen seine Rechnung im Hotel gefordert habe, um abzureisen, dann aber erklärt habe, er müsse noch bis zum Abend bleiben. Dabei hatte er auf die Schwerfälligkeit der Berliner Bankhäuser gescholten, die Schwierigkeiten machten, gute Wechsel einzulösen.

Dies Alles hatte der Polizeibeamte, der Meienberg am Bahnhof erwartet, diesem zu seiner großen Genugthuung mitgetheilt. Der Kommissär war hierauf nach dem Junker'schen Geschäft gegangen, um gewissermaßen die Probe auf das Exempel zu machen, und als auch diese stimmte, hatte er sich in Begleitung einiger Beamten nach dem Hotel du Nord verfügt, um die Ergreifung des Mörders zu bewirken.

Dreizehntes Kapitel.

Trotz des inzwischen vorgerückten Abends wurde Warkoß sofort nach seiner Einlieferung in Gegenwart des Kommissärs Meienberg von einem Beamten der Kriminalpolizei vernommen. Er machte zuerst allerlei Ausflüchte, behauptete, überrumpelt, überfallen zu sein, nur Zugeständnisse gemacht zu haben, um sich des ihn bedrängenden Polizisten zu erwehren. Auch seine mangelhafte Kenntniß der deutschen Sprache führte er wieder als Ursache der entstandenen Mißverständnisse an und endlich berief er sich abermals auf seine Eigenschaft als russischer Unterthan.

Der Polizeirath ließ ihn eine Weile toben, dann wies

er auf das bei ihm gefundene blutbefleckte Hemd und fragte, wie er denn das Vorhandensein dieser Dinge erkläre.

Er habe sich vor einiger Zeit beim Rasiren geschnitten, mit dem Blute das Hemd befleckt und dieses in den Koffer geworfen, heute beim Packen sei es ihm erst wieder in die Hände gekommen.

Der Beamte lächelte spöttisch. Das Blut sei frisch und könne unmöglich von einem kleinen Schnitt mit dem Rasirmesser herrühren. Er habe ja überdies dem Polizeikommissär bereits seine Geständnisse gemacht, und man werde ihn in Potsdam auch noch an die Leiche des Ermordeten führen.

Bei dieser Drohung schüttelte ein Grauen die Glieder des Russen. „Ist er schon gestorben?“ fragte er.

„Man hat ihn bereits todt gefunden.“

„Er — er hat nicht gegen mich ausgesagt?“ fragte Warkoß mit weit aufgerissenen Augen und gerieth in eine wahre Berserkerwuth, als ihm klar ward, daß nicht sein sterbendes Opfer ihn verrathen habe, sondern daß er in die geschickt gelegte Schlinge eines erfahrenen Polizisten gerathen sei. Wieder ließ ihn der Polizeirath gewähren, denn in seinem blinden Zorn sprudelte er die Thatsachen heraus, die er vorher in Abrede gestellt.

Zuletzt machte sich seine Galle noch Luft gegen den Todten, der ihn zu der That geradezu gezwungen habe, und gegen die Beamten des Bankhauses, welche ihm ohne Zustimmung ihres am frühen Morgen noch nicht im Comptoir anwesenden Chefs die verlangte Summe nicht

hatten auszahlen wollen und dadurch seine Abreise bis zum Abend verzögert hatten.

„Hätte ich das Geld in der Tasche gehabt, so wäre ich über alle Berge gewesen, und all' Ihr Spioniren würde Ihnen nichts geholfen haben."

„Sie vergessen den Telegraphen," erwiederte Meienberg.

„Und scheinen nicht zu wissen, daß Rußland gemeine Verbrecher ausliefert," fügte der Polizeirath hinzu.

„Ich bin aber kein gemeiner Verbrecher!" fuhr Warkoß auf. „Es war Nothwehr."

„Sie geben also endlich zu, den Marquis v. Maleville erstochen zu haben?" fiel der Polizeirath schnell ein.

Warkoß zuckte die Achseln. „Ich sehe ein, daß ich schon zu viel gesagt habe und nicht mehr zurück kann," versetzte er; „ja, ich hab's gethan, aber nicht, um ihn zu berauben — es war ja überhaupt nicht viel bei ihm zu holen — auch nicht aus Rachsucht, sondern nur, um mich zu vertheidigen."

Der Kommissär flüsterte dem Polizeirath einige Worte zu, und dieser sagte: „Erzählen Sie den Hergang der Sache, vor Allem erklären Sie aber, in welchem Verhältniß Sie zu dem Marquis v. Maleville gestanden haben."

„Meinetwegen," erwiederte Warkoß, der klug genug war, einzusehen, daß die größte Offenheit jetzt für ihn die beste Politik sein dürfte. „Schlimmer kann ich meine Sache dadurch nicht machen, sondern nur besser. Aber die Geschichte ist lang."

„Thut nichts," erwiederte der Polizeirath lächelnd, während Meienberg sich auf einige Minuten entfernte,

um ein Telegramm an den Amtsrichter Greger in Potsdam abzufertigen. Als er zurückkam, hatte Warkoß seine Erzählung bereits begonnen.

Es ging daraus hervor, daß Maleville wirklich einer vornehmen französischen Familie entstammte, von derselben aber schon längst als unwürdiges Mitglied fallen gelassen worden war. Warkoß und der Marquis waren einander wiederholt in europäischen Hauptstädten begegnet, bald als Rivalen, die einander entgegenarbeiteten, bald hatten sie gemeinschaftliche Sache gemacht, wie es gerade ihr Vortheil erheischte; waren doch Beide, wie der Erzähler sich ausdrückte, darauf angewiesen, von ihren „guten Einfällen“ zu leben.

Ende des vergangenen Winters hatten Beide in London eine unangenehme Geschichte gehabt, infolge deren sie sich schleunigst nach dem Festlande aufgemacht hatten. Warkoß war nach Belgien, Maleville an die Riviera gegangen, sie waren jedoch in Verbindung geblieben, denn sie hatten vor, sich wieder zu einem Unternehmen zu vereinigen, von dem sie sich einen großen Gewinn versprachen. Sie wollten nach Rußland gehen, in Petersburg, Moskau und Odessa, wo Warkoß das Terrain genau kannte, sollte Maleville mit seinem alten Namen und einer schönen jungen Frau ein glänzendes Haus machen, und in diesem sollte gespielt werden. Man hoffte, auf diese Weise große Summen von den reichen russischen Kavalieren zu erbeuten.

Maleville zeigte seinem Genossen triumphirend an, daß er die für ihre Pläne erforderliche schöne und liebenswürdige junge Dame entdeckt habe und sich zur größeren

Sicherheit mit ihr trauen lassen wolle. Es gelang ihm auch wirklich, die Erkorene unter falschen Vorspiegelungen mit nach Cannes zu nehmen und dort zu einer heimlichen Trauung zu verleiten, unmittelbar darauf kam aber der Rückschlag. Maleville ward wegen einiger alten Geschichten, die er auf dem Kerbholz hatte, von der Polizei gefaßt. Es gelang ihm zwar, den Hals wieder aus der Schlinge zu ziehen und schnell auf freien Fuß zu gelangen, inzwischen war aber die junge Frau über seinen wahren Charakter aufgeklärt worden und entflohen.

Dadurch war für's Erste der so schön ersonnene Plan durchkreuzt; Warkoß ging auf eigene Hand auf Kunstreisen, Maleville aber machte sich auf die Suche nach seiner Frau. Die Spur derselben führte ihn zuerst nach Paris und von dort nach Deutschland; in Potsdam fand er sie endlich wieder, und da er wohl wußte, wie wenig Giltigkeit seine Ehe vor dem Gesetz hatte, suchte er die unerfahrene junge Dame zu ängstigen und einzuschüchtern, damit sie ihm, ohne Jemand etwas davon zu sagen, folge.

Auch Warkoß war nach Berlin gekommen, die beiden Spießgesellen verkehrten aber nur mit der größten Vorsicht miteinander. Der Erstere nahm es mit seinem Umgang und seinem Ruf nicht sehr genau, Maleville wollte aber als vornehmer Herr auftreten, um als solcher von Berlin aus an die Petersburger Gesellschaft empfohlen zu werden. Die Folge davon war eine große Ebbe in seiner Kasse, denn er trat standesgemäß auf, und wenn er auch den adeligen Herren, die er in neue Spiele einweihte,

etliche Goldstücke abnahm, durfte er doch nicht wagen, sie so zu rupfen, daß er Verdacht erregt hätte.

Desto bessere Geschäfte hatte Warkoß gemacht; er war sehr gut mit Geldmitteln versehen, half seinem Freunde aus und war auch erbötig, die Kosten für dessen Reise nach Petersburg und des ersten Auftretens mit seiner Gemahlin daselbst zu tragen. Maleville hatte ihm schon ein paarmal Geldsummen abgenommen unter der Vorspiegelung, die Reise solle am nächsten Tage von Statten gehen, dann aber immer Ausflüchte gebraucht. Warkoß war mittlerweile mißtrauisch geworden, hatte für die Abreise eine bestimmte Frist gesetzt und den Marquis endlich beschuldigt, es sei gar nicht wahr, daß dessen junge Frau in der Nähe sei, er suche nur ihn unter diesen Vorwänden auszubeuten; ehe er die Frau nicht gesehen und aus ihrem eigenen Munde gehört habe, daß sie mit ihm gehe, gebe er kein Geld mehr.

Da war Maleville aufgefahren, hatte sich auf sein Ehrenwort als Kavalier berufen, Warkoß hatte ihn aber ausgelacht und war fest geblieben, endlich hatte Maleville gesagt: „Gut, finden Sie sich morgen Abend gegen neun Uhr im Neuen Garten auf derselben Stelle ein, wo wir schon öfter zusammengetroffen sind, dorthin werde ich Ihnen meine Frau bringen, und Sie werden sehen, wie kirre ich sie gemacht habe. Bringen Sie nur das Geld sogleich mit, denn die Reise kann unverzüglich von Statten gehen."

Warkoß war darauf eingegangen, hatte aber, eine Falle befürchtend, seine Vorsichtsmaßregeln getroffen, in-

dem er erstens kein Geld mit sich nahm und zweitens früher kam, um Maleville zu beobachten.

Er sah ihn das Hotel Harms verlassen, schlich ihm vorsichtig nach, bemerkte, daß er in der Nähe des Marmorpalais wartend auf und ab ging, versteckte sich, sah dann eine verhüllte Frauengestalt kommen, und war Zeuge der zwischen dem Marquis und Annie stattfindenden Unterredung, welche mit einer völligen Niederlage des Franzosen endete.

Warkoß war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß es Annie vollständig Ernst sei mit der Erklärung, sie wolle lieber sterben, als dem Marquis nach Rußland folgen.

Sobald die junge Dame Maleville verlassen, trat Warkoß hervor und machte ihm Vorwürfe, daß er ihn getäuscht und eine Sache als völlig sicher hingestellt habe, die aussichtslos sei. Maleville antwortete mit Scheltworten, daß er ihn belauscht habe, zog dann aber gelindere Saiten auf und sagte, es sei noch gar nichts verloren, er werde schon Mittel finden, sein widerspenstiges Vögelchen wieder in den Käfig zu locken. Als Warkoß das bestritt, erwiederte er lachend, dann werde sich schon eine Andere finden, welche mit ebenso gutem Anstande die Frau Marquise spiele. Es sei nichts weiter verloren als die Summe, die er noch für den verlängerten Aufenthalt in Berlin brauche, Warkoß möge sich nun nicht sperren und sie herausrücken, er trage das Geld ja gewiß bei sich.

Dieses Ansinnen lehnte der Russe entschieden ab und rühmte sich seiner Klugheit, kein Geld zu dieser Unter-

redung mitgebracht zu haben. Maleville erklärte das für eine plumpe Ausflucht, mit der er sich nicht abspeisen lasse. Darüber entbrannte der Streit von Neuem mit noch größerer Heftigkeit, sie hielten einander ihr Sündenregister vor, Einer bedrohte den Anderen mit Sibirien und dem Zuchthause, und endlich hatte sich Maleville auf den Russen gestürzt, um ihm seine Brieftasche zu entreißen.

Dieser setzte sich zur Wehr und plötzlich sah er die Klinge eines Dolchmessers über sich blitzen. Maleville, der es versteckt bei sich getragen, hatte es aus der Scheide gerissen und suchte ihm damit beizukommen.

Die Todesangst gab dem Russen verdoppelte Kräfte, es gelang ihm, den kleineren, schmächtigen Maleville den Dolch zu entreißen und ihn zu Boden zu werfen, und dabei übermannte ihn der Zorn. Blind und toll stach er darauf los, bis sein Gegner keinen Laut mehr von sich gab und blutüberströmt am Boden lag.

Er hatte noch einige Zeit neben seinem Opfer ausgeharrt, um sich zu vergewissern, daß er todt sei. Den Dolch ließ er neben dem Marquis liegen und die Hände wischte er an dessen Kleidern ab. Unbemerkt war er aus dem Garten und nach dem Bahnhof gekommen. Da er sein Retourbillet in der Tasche hatte und in dem schwach besetzten Zug ein Coupé für sich allein bekam, konnte er in dem daneben befindlichen Kabinet die Hände nochmals abspülen. Auch die Unordnung an seinem Anzuge und die Blutspuren an seinem Hemd blieben unbemerkt. Auf seinem Zimmer im Hotel du Nord angekommen, zog er

das Hemd sogleich aus und verbarg es zu unterst in seinem Koffer. Es war ihm sicherer erschienen, dies Zeugniß seiner That fern von Berlin und Potsdam zu beseitigen.

Gern hätte er noch in der Nacht die Stadt verlassen, er fürchtete aber, sich durch einen so plötzlichen Aufbruch verdächtig zu machen. Am anderen Morgen hatte ihm dann die Versilberung seiner Wechsel Schwierigkeiten bereitet und Abends war er verhaftet worden. —

Es war bereits zu spät, um Warkoß noch an demselben Tage nach Potsdam abzuführen, er ward deshalb für die Nacht in einer Zelle des Gewahrsams der Kriminalpolizei untergebracht. Der Polizeikommissär Meienberg fuhr aber noch mit dem Nachtzuge nach Potsdam zurück; er hatte den Amtsrichter Greger telegraphisch ersucht, ihn zu erwarten.

Vierzehntes Kapitel.

Mitternacht war vorüber, als der Polizeikommissär an der Thür des Hauses in der Jägerallee in Potsdam schellte, in welchem der Amtrichter Greger die Wohnung im Erdgeschoß inne hatte. Er kam selbst, um zu öffnen, und führte den späten Gast sogleich in sein hell erleuchtetes Arbeitszimmer.

„Da sind Sie ja endlich, Herr Meienberg!“ rief er ihm statt des Grußes entgegen. „Was bringen Sie? Was bedeutet Ihr geheimnißvolles Telegramm?“

„Daß wir ihn haben! Daß er in Numero Sicher in

Berlin sitzt und morgen hierher transportirt wird," antwortete Meienberg, sich die Hände reibend.

Greger machte große Augen. „Wen haben Sie?"

„Den Mörder des Marquis v. Maleville," erwiederte Meienberg, sich an dem Staunen des Anderen weidend, während er auf einen Stuhl in der Nähe des Schreibtisches zuging, „aber erlauben Sie, Herr Amtsrichter, daß ich mich setze, ich kann mich kaum noch auf den Füßen halten."

„Und die Zunge scheint Ihnen auch am Gaumen zu kleben," sagte Greger, indem er zum Sophatisch trat und aus einer dort befindlichen Flasche Rothwein in ein Kelchglas goß. „Ich habe Ihnen schon eine Stärkung bereit gestellt; trinken Sie und dann erzählen Sie schnell; ich brenne vor Begierde."

„Danke," versetzte Meienberg, nahm das Glas und trank es, während er sich gemächlich in den Stuhl zurücklehnte, mit Behagen aus; es schien ihm einen kleinen Kitzel zu gewähren, den in der äußersten Erregung vor ihm Stehenden noch ein wenig auf die Folter zu spannen.

„Ah, das thut gut," sagte er, nachdem er das Glas geleert und neben sich auf den Tisch gestellt, „und nun hören Sie meinen Bericht, Herr Amtsrichter, aber setzen Sie sich doch, die Geschichte ist lang."

„So sagen Sie mir nur vorher, wer ist's?" sagte Greger, immer noch vor ihm stehend.

„Ein gewisser Alexis Warkoß, ein Deutschrusse, ein Spießgeselle des Ermordeten."

„Stand er in Verbindung mit dem Assessor v. Hildach

oder mit der Wilson?" fragte der Amtsrichter, und es klang schon recht kleinlaut.

„Ebensowenig wie mit Ihnen oder mit mir. Beide sind vollkommen unschuldig."

Jetzt sank Greger in seinen Stuhl. „Und Beide bringen die Nacht im Gefängniß zu."

„Lassen Sie sie nur dort, sie werden hoffentlich schlafen, denn sie haben ein gutes Gewissen," erwiederte Meienberg mit einer gutmüthigen Ironie, „morgen bei guter Zeit wecken wir sie mit der Nachricht, daß sie frei sind; die arme Kleine ist's sogar in doppelter Beziehung."

„Sie meinen es gut, Meienberg, aber Sie scherzen mir den Kummer über den begangenen Mißgriff doch nicht weg," entgegnete der Amtsrichter traurig.

„Kommt Alles vor," tröstete der Kommissär, „und wie die Dinge lagen, konnten und durften Sie gar nicht anders handeln."

„Sie glaubten aber nicht an die Schuld der Verdächtigten."

„Hätte sie an Ihrer Stelle trotzdem verhaften lassen; gut war's freilich, daß ich anderer Meinung war, sonst hätte ich vielleicht die richtige Fährte nicht so schnell gefunden."

„Erzählen Sie jetzt, wie das zugegangen ist," versetzte Greger.

Der Polizeikommissär sah noch eine kleine Weile nachdenklich vor sich hin, als wolle er sich seine Erzählung zurechtlegen, dann begann er.

„Da ich den Assessor v. Hildach und die junge Frau

weder für die Mörder des Marquis, noch für die Mitschuldigen des Mörders halten konnte, ein Raubmord nach Lage der Sache aber auch nicht zu vermuthen war, so stand es für mich fest, daß der Franzose mit einem Genossen seiner Abenteuer in Streit und Handgemenge gerathen und dabei umgekommen sei.

Es handelte sich nun darum, diesen Genossen ausfindig zu machen. Den ersten Anhaltepunkt boten mir die Stiefel des Assessors v. Hildach."

„Die Stiefel!"

„Ja."

„Deshalb fragten Sie Hildach so genau darnach."

„Deshalb; er war ungehalten genug darüber," lachte der Kommissär und erzählte nun, wie er im Zimmer des Marquis Nachforschungen gehalten, die um die Karten gewickelten Papierfetzen gefunden, daraus die theilweise Adresse des Warkoß erfahren und sich seinetwegen telegraphisch mit der Berliner Kriminalpolizei in Verbindung gesetzt habe.

„Als ich nach Berlin kam, war schon ein gutes Stück Arbeit gethan," fuhr er fort, „man hatte festgestellt, daß im Hotel du Nord ein Alexis Warkoß wohne, der eine Schwindlerexistenz führe, und hatte auch herausgebracht, daß er gestern gegen Abend nach Potsdam gefahren und in der Nacht erst zurückgekommen war; er stand daher schon seit ein paar Stunden unter unausgesetzter Beobachtung. Ich ging zunächst nach der Junker'schen Schuhwaarenhandlung in der Leipzigerstraße, gab mich für einen Bevollmächtigten des Herrn Warkoß aus, der den Auf-

trag habe, für ihn noch genau ein solches Paar Stiefel zu besorgen, wie er und auch der Assessor v. Hilbach in Potsdam vor etlichen Tagen gekauft habe —"

„Und es traf zu?" unterbrach ihn der Amtsrichter, für dessen Ungeduld die Erzählung zu langsam ging.

„Es traf zu," nickte Meienberg, „ich hatte einen Beweis mehr gegen ihn in Händen und ging damit nach dem Hotel du Nord."

In etwas behaglicher Breite schilderte er dann, wie er sich Eingang in das Zimmer des Deutschrussen verschafft, diesen in die Enge getrieben und ihm das Geständniß seiner That halb entlockt, halb entrissen habe.

„Wir brachten ihn nach dem Polizeipräsidium, wo er anfänglich nochmals zu leugnen versuchte, dann aber ein umfassendes Bekenntniß ablegte, das Sie hier im Protokoll nachlesen können, morgen wird er es Ihnen mündlich zu wiederholen haben."

Er überreichte dem Amtsrichter das Schriftstück und beobachtete ihn mit blinzelnden Augen, während Greger sich darin vertiefte. Als er das Blatt sinken ließ, stand der Kommissär auf und sagte: „Jetzt beurlauben Sie mich wohl, Herr Amtsrichter, ich sehne mich nach ein paar Stunden Schlaf."

„Ruhen Sie auf Ihren Lorbeeren," erwiederte dieser nicht ohne Bitterkeit, indem er dem sich Verabschiedenden das Geleite gab.

Auch er suchte dann sein Schlafzimmer auf, aber der Schlummer floh sein Lager, denn der Gedanke peinigte ihn, daß er zwei unschuldige Menschen ihrer Freiheit be-

raubt hatte. Und doch, wenn er sich noch einmal alle Einzelheiten des seltsamen Ereignisses in das Gedächtniß zurückrief, mußte er zu dem Ergebniß kommen, er habe nicht anders handeln können.

Viel zu spät für Greger's Ungeduld brach das Tageslicht endlich herein; still und traumumfangen lag noch die Stadt, als er sich schon nach dem Gerichtsgebäude begab und durch sein Erscheinen die dort die Aufsicht führenden Beamten in Erstaunen setzte. Er gab den Befehl, den Assessor v. Hildbach vor ihn zu führen.

Der Amtsrichter brauchte nur kurze Zeit zu warten, Ernst v. Hildbach war bereits aufgestanden und angekleidet; sein bleiches, übernächtiges Aussehen bewies, daß auch er die Nacht schlaflos zugebracht habe.

Der Amtsrichter ging ihm einige Schritte entgegen und sagte, die Augen niederschlagend: „Herr Assessor, ich habe Ihnen Ihre Entlassung anzukündigen; der Mörder des Marquis v. Maleville ist entdeckt und geständig."

Ernst stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. „Wer?" fragte er, unterbrach sich aber sogleich: „Weiß sie es schon?"

„Nein," antwortete der Amtsrichter, „ich wollte erst Ihnen die Mittheilung machen und die junge Dame nicht so früh stören."

„Zu viel der Rücksicht!" rief der Assessor nicht ohne Vorwurf im Tone, „man muß des Gefängnisses gewohnt sein, um darin schlafen zu können. Bitte, senden Sie sogleich zu ihr."

Der Amtsrichter willfahrte diesem Wunsche, und auch

Annie bewies durch ihr schnelles Erscheinen, daß sie das Lager längst verlassen gehabt haben mußte. Greger hatte Ernst erst ganz oberflächlich mit den Ereignissen bekannt gemacht, welche die Entdeckung des wahren Thäters bewirkt, da öffnete sich schon die Thür, und Annie trat ein.

Als sie neben dem Amtsrichter Ernst v. Hildach bemerkte, stieß sie einen leisen Schrei aus und wurde noch bleicher, als sie ohnehin schon war. Der Assessor sprang auf sie zu, umfing die Wankende, und ohne sich um den Amtsrichter zu kümmern, rief er ihr zu: „Annie, wir sind frei; man hat uns hierher beschieden, um uns unsere Entlassung anzukündigen."

Sie blickte ihn mit ihren großen Augen hilflos an, als verstehe sie den Sinn seiner Worte nicht.

Der Amtsrichter glaubte, Beiden zu Hilfe kommen zu müssen und fügte hinzu: „Der Mörder des Marquis ist entdeckt; es war einer seiner Genossen, mit denen er in Streit gerathen war."

Jetzt schloß Annie die Augen, ihr Kopf sank auf Ernst's Schulter, der sie noch immer festhielt; die Ueberraschung war überwältigend.

Der Amtsrichter und Ernst führten sie nach dem bequemsten Stuhl, der sich im Zimmer befand, es wurde schnell Wasser und Wein gebracht, und unter den Bemühungen und dem milden Zuspruch des Geliebten erholte sie sich bald wieder.

Der Amtsrichter fragte, ob sie sich stark genug fühle, seine Mittheilungen zu vernehmen. Sie bejahte es und

dann lauschte sie und Ernst mit angehaltenem Athem der Erzählung des Beamten.

Als er geendet, war Annie noch lange keines Wortes mächtig, und auch Ernst blickte schweigend vor sich hin. Endlich sagte er: „An wie dünnen Fäden hängt das Schicksal des Menschen! Wären die Bruchstücke der Rechnung nicht als Umschlag für die Karten benutzt worden, hätte ich nicht zufällig in demselben Geschäft ein eben solches Paar Stiefel wie jener Warkoß gekauft, der Thäter wäre vielleicht unentdeckt geblieben und ich —"

„Verzeihen Sie mir, Herr Assessor," sagte der Amtsrichter, ihm die Hand bietend, „und auch Sie, gnädige Frau," fügte er zu Annie gewendet hinzu, deren bleiches Gesicht eine dunkle Röthe überflog, als sie sich mit diesem Titel anreden hörte.

„Sie haben nur Ihre Pflicht gethan," erwiederte der Assessor freundlich, „wie die Dinge standen, konnten Sie gar nicht anders handeln, gegen mich lagen wirklich ganz schwerwiegende Verdachtsgründe vor, und was diese junge Dame anbetrifft," fügte er mit einem Anfluge von guter Laune hinzu, „so hat sie Ihnen ja gar keine Wahl gelassen."

„Ich danke Ihnen," sagte der Amtsrichter, ihm die Hand schüttelnd.

In Annie's Augen standen große Thränen. „Ich war sehr thöricht, sehr kindisch," flüsterte sie, „ach, meine Angst war grenzenlos!" Sie rang in der Erinnerung daran die Hände.

„Es ist Alles vorüber," sagte der Amtsrichter theil-

nehmend, während Ernst der Geliebten nur stumm die Hand zu drücken vermochte.

Das Protokoll über ihre Entlassung war schnell aufgesetzt und unterschrieben, und dann wanderten Beide hinaus in den frischen Herbstmorgen, durch die herrlichen Gärten und Parkanlagen, wo an den mit buntfarbigem Laube bedeckten Bäumen der soeben von der Sonne zerstreute Nebel in Millionen glänzenden Tropfen hing.

Lange gingen sie schweigend nebeneinander, zu viel, zu bang, zu süß war es, was ihre Herzen bewegte, als daß sich Eines von Beiden getraut hätte, das erste Wort zu sprechen; dieses Alleinsein inmitten einer lieblichen Landschaft war so entzückend, daß Keines den holden Zauber zu stören wagte. Sie hatten bereits die „Russische Kolonie" erreicht, als Ernst endlich sagte: „Annie, wie konnten Sie sich als die Mörderin des Marquis angeben?"

Sie blickte still vor sich nieder und antwortete nicht.

„Annie," wiederholte er dringender, „warum thaten Sie das?"

„Weil ich fürchtete — Sie — Sie hätten den Marquis getödtet," flüsterte sie mit abgewandtem Gesichte.

„Sie wollten sich für mich opfern!" rief er lebhaft.

„Konnte ich weniger thun für den Mann, der sich für mich opferte?" fragte sie einfach.

Er zog ihren auf dem seinigen ruhenden Arm noch dichter an sich, beugte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr in's Ohr: „Du wußtest, daß ich Dich liebe, darum trautest Du mir jedes Opfer für Dich zu, und Du wolltest Dich für mich opfern, weil Du mich liebst."

Sie schwieg.

„Annie, sage, ist es nicht so?"

Ein leises Kopfnicken war die Antwort.

„Warum zögerst Du, das beseligende Wort auszusprechen?" rief er bittend und vorwurfsvoll, indem er ihr tief in die Augen sah. „Nichts trennt uns mehr; Du bist frei!"

„Frei!" wiederholte sie aufschluchzend, „o, nur Derjenige kennt ganz die Beseligung, welche in diesem Worte liegt, der lange gefesselt war! Und doch kann ich nicht ohne Grauen an diese Freiheit denken, wenn ich mir vorstelle, wie sie erlangt ist!"

„Ohne Deine Schuld; jenen Elenden hat das wohlverdiente Verhängniß ereilt. Nichts bindet, nichts band Dich an ihn!" entgegnete Ernst. „Vergiß die Vergangenheit, blicke in eine sonnige Zukunft, die meine Liebe Dir bereiten soll."

Er wollte sie in seine Arme schließen, sie jedoch machte sich ängstlich los.

„Was ist Dir? Was steht zwischen uns?" forschte Ernst befremdet.

„Ein blutiger Schatten."

„Annie, soll der Schatten unser Glück vernichten?"

„Er ist es nicht allein," erwiderte sie mit sanftem, traurigem Lächeln. „Zwischen uns steht der Wille Deiner Eltern; sie werden niemals zugeben —"

„Sie werden, sie müssen es!" rief er feurig, „denn nie lasse ich von Dir!"

Sie schüttelte sanft den Kopf. „Nie werde ich die

Ursache eines Zerwürfnisses zwischen Dir und Deinen Eltern sein; ich bin so weit mit Dir gegangen, um Dir das Alles zu sagen, hier aber müssen wir scheiden. Ich kann nicht wieder in die Villa Hildach zurückkehren, ich kann Deinen Eltern, kann Elisabeth nicht wieder in's Auge sehen."

„Das wirst Du doch müssen," erwiederte Ernst mit plötzlich verändertem Tone, „schau dorthin."

Annie hob den gesenkten Kopf und blickte in die angedeutete Richtung, am Arme des Obersten kam ihnen Elisabeth entgegen. Beide hatten jetzt auch das Paar bemerkt und beschleunigten ihre Schritte.

„Ihr kommt bereits, wir wollten euch im Triumph abholen," rief Elisabeth, während der Oberst, viel zu bewegt, um sprechen zu können, seinem Sohn nur stumm die Hand schüttelte.

„So wißt ihr schon?" fragte Ernst.

„Alles!" entgegnete Elisabeth. „Der Polizeikommissär Meienberg hat uns heute ganz früh herausgeklopft, um uns seine Entdeckung mitzutheilen. — O Ernst, was haben wir dem Manne zu danken!"

„Und Gott," fügte der Oberst hinzu, der jetzt die Sprache wiedergefunden hatte. „Verzeihen Sie uns," wandte er sich an Annie.

„Ich Ihnen?" rief sie bestürzt. „Ich bin es, die um Verzeihung zu flehen hat, ich habe mich mit einer Lüge in Ihr Haus eingeführt und Ihnen durch dieselbe unsäglichen Schmerz bereitet."

„Armes Kind," sagte der Oberst mitleidig, „am schwersten haben Sie selbst gelitten."

„Wollen wir das nicht lieber zu Hause entscheiden?" rief Elisabeth dazwischen. „Ernst, Deine Mutter erwartet Dich."

Sie wollte den Arm der Freundin ergreifen und mit ihr davoneilen, aber Annie wehrte sich dagegen. „Laß mich, Elisabeth, ich kann nicht mit Dir gehen."

Die Freundin sah sie bestürzt an. „Was willst Du damit sagen?"

„Annie will nicht wieder unter unser Dach zurückkehren," erklärte Ernst traurig, „helft mir, sie diesem Vorsatz abwendig machen."

„Aber was fällt Dir ein? Wohin willst Du?" fragte Elisabeth in ihrer raschen Weise.

„Die Welt ist groß, und nun ich nicht mehr gefesselt bin, hoffe ich, meinen Platz darin zu finden."

„Der ist gefunden," versetzte der Oberst mit eigenthümlichem Nachdruck, und sich ganz dicht an ihr Ohr neigend fügte er hinzu, „die Frau, welche sich für meinen Sohn opfern wollte, hat für immer Heimatsrecht in meinem Hause, Tochterrecht in meinem Herzen. Meienberg hat uns Alles erzählt. Und nun kein Wort weiter, kommen Sie."

Mit sanfter Gewalt führte er sie hinweg, und Annie folgte ihm mit gesenktem Haupte und hochklopfendem Herzen.

Elisabeth hing sich an Ernst's Arm und vertraute ihm, daß sie soeben dem Onkel ihre heimliche Verlobung mit Joachim gestanden und dessen Einwilligung erhalten habe.

„Und die Mutter?" fragte Ernst.

„Es wird noch einigen Kampf kosten, aber wir werden

siegen," erwiederte Elisabeth zuversichtlich. „Sie ist sehr weich, der gestrige Tag mit seinen großen Erschütterungen und der heutige mit seinen Enthüllungen haben eine mächtige Einwirkung auf sie geübt, Du wirst sie recht verändert finden."

— — — — — — — — — — — —

Das Wiedersehen zwischen Frau v. Hilbach und ihrem Sohne war erschütternd. Sie hielt ihn fest umschlungen, wollte ihn gar nicht aus ihren Armen lassen und wiederholte immer und immer wieder: „Mein Ernst gefangen! Mein Ernst angeklagt!"

„Und glänzend gerechtfertigt," beschwichtigte sie der Sohn, ihre Hände küssend, „Mutter, es lohnt sich, so zu leiden, um solche Liebe zu erfahren." Er wandte sich bei diesen Worten um und suchte mit den Augen Annie, die, von Elisabeth's Armen umschlungen, schüchtern und zagend im Hintergrunde des Zimmers stand.

Auf einen Wink der Frau v. Hilbach kam sie herbei und sank ihr zu Füßen.

„Verzeihung, Verzeihung, gnädige Frau," schluchzte sie. „Ich habe schwer gefehlt."

„Und viel schwerer gebüßt," fiel der Oberst ein; „Cäcilie, Du hast mir versprochen —"

„Was ich halten will," unterbrach ihn seine Frau, indem sie Annie die Hand reichte. „Stehen Sie auf, wir bedürfen Alle der Vergebung," sagte sie mit einer so sanften Stimme, wie Annie sie noch nicht von ihr gehört. „Zwischen uns sei Frieden, mehr verlangt für heute nicht von mir."

Ernst hob die Geliebte auf, dann zog er die Hände seiner Mutter abermals an die Lippen und küßte sie inbrünstig.

„Behaltet sie bei euch und laßt mich gehen, damit die Zeit verstreicht, welche zwischen der Vergangenheit und Zukunft liegen muß,“ flüsterte er, und sie nickte ihm stumm Gewährung.

Fünfzehntes Kapitel.

Alexis Warkoß legte vor dem Untersuchungsrichter in Potsdam nochmals ein umfassendes Bekenntniß ab und bat, man möge ihm den Anblick des gemordeten Maleville ersparen, welche Gunst ihm auch gewährt ward. Er wurde dem Schwurgericht schon für die nächste Sitzungsperiode zur Aburtheilung überwiesen und kam mit einer verhältnißmäßig kurzen Freiheitsstrafe davon. Nach Verbüßung derselben eröffnete sich für ihn allerdings die wenig erfreuliche Aussicht, an die Behörden seiner Heimath ausgeliefert zu werden, da sich herausgestellt, daß er dort noch mancherlei auf dem Kerbholz hatte.

Der glückliche Fang, welchen der Polizeikommissär Meienberg an Warkoß gemacht, blieb die einzige große That, die er in Potsdam vollführte; er wurde schleunig nach Berlin zurückberufen. Die Kriminalpolizei hatte in ihm eine Kraft erkannt, welche in einem größeren Wirkungskreise, wie ihn nur die Hauptstadt bietet, Verwendung finden mußte.

Wenige Stunden nach seiner Entlassung hatte Ernst

v. Hilbach den Polizeikommissär aufgesucht und ihm seinen innigsten Dank für seine Bemühungen ausgesprochen, welchen Meienberg schmunzelnd in Empfang nahm.

„Was wäre aus mir geworden ohne Ihren Scharfsinn und Ihre Thatkraft!“ rief Hilbach.

„Eine längere Untersuchungshaft wäre Ihnen sicher gewesen, wenn es mir nicht gelungen wäre, den Kerl zu fassen,“ erwiederte Meienberg, „obwohl ich doch nicht glauben kann, daß die Geschworenen das Schuldig über Sie ausgesprochen haben würden.“

„Wer weiß!“ versetzte Ernst achselzuckend. „Sie sind mein Retter, ich bleibe mein Lebtag Ihr Schuldner.“

„Ach, ich habe ja selbst ein unbezahlbares Vergnügen von der Geschichte gehabt, und sie trägt mir, wie man mir schon gestern in Berlin zu verstehen gegeben, auch noch Beförderung ein; was will ich mehr?“ lachte der Kommissär. „Indeß,“ fügte er mit schlauem Augenblinzeln hinzu, „Eines möchte ich mir doch ausbitten, gibt's Hochzeit, so lassen Sie mich's wissen, ich möchte gern das schmucke Paar sehen.“

„Hier meine Hand darauf!“ rief Ernst lebhaft, setzte aber gepreßt hinzu: „Ich fürchte, so schnell wird es damit nicht gehen.“

„Kommt Alles mit der Zeit!“ tröstete der Kommissär, „grüßen Sie nur Ihre — Frau Annie, wollt' ich sagen, und die ganze Familie; stehe jederzeit zu Diensten, wünsche aber von ganzem Herzen, daß Sie meiner Hilfe nie wieder bedürfen.“ —

Von dem Polizeikommissär begab sich Ernst zum Re-

gierungspräsidenten, von dem er einen längeren Urlaub erbat, der ihm in Anbetracht der Verhältnisse auch sofort bewilligt ward. Er beabsichtigte, eine mehrmonatliche Reise zu unternehmen und inzwischen seine Versetzung zu beantragen.

Auch seine Eltern und Elisabeth wünschten den Aufenthalt in Potsdam möglichst abzukürzen. An demselben Tage, wo auf dem alten Kirchhofe der Marquis v. Maleville in der Frühe des nebeligen Herbstmorgens ohne Sang und Klang beerdigt worden war, trat die Familie die Reise nach Boberstein an. Annie begleitete sie. Sowohl diese selbst, wie Frau v. Hildach hatten Einwendungen gegen diese Einrichtung erhoben, sie waren jedoch von Elisabeth wie von dem Obersten siegreich bekämpft worden.

Beim Abschiede hatte Ernst indeß Annie noch nicht dazu bewegen können, ihm eine bestimmte Verheißung für die Zukunft zu geben; mit rührenden Worten hatte sie ihn gebeten, nicht in sie zu dringen. Traurig hatte er sich gefügt, aber Elisabeth war ganz unwillig darüber.

„Du kannst Dich doch unmöglich für die Wittwe jenes Elenden halten!“ sagte sie vorwurfsvoll, „warum legst Du Ernst und Deinem Herzen Zwang auf?“

„Weil dieses Herz sich erst wieder an das Glück gewöhnen muß, und weil ich es mir nicht ertrotzen, sondern verdienen möchte,“ fügte sie leise hinzu.

Ernst verstand sie und küßte innig und ehrfurchtsvoll ihre Hand.

— — — — — — — — — — — —

Nach Schluß der Manöver kam Joachim v. Röber

nach Boberstein, und die Verlobung mit Elisabeth wurde nun öffentlich bekannt gemacht. Er war nicht ganz einverstanden damit, daß seine Braut den Winter in dieser Einöde, wie er sich ausdrückte, verleben wollte, aber Frau v. Hilbach erklärte sich außer Stande, jetzt schon wieder in die Gesellschaft zu gehen, und Elisabeth brachte ihr gern das Opfer, da sie aus diesem engen Zusammenleben auch für das Verhältniß der Tante zu Annie die besten Ergebnisse erwartete. So vertröstete sie denn den Geliebten auf das Wiedersehen am Weihnachtsfeste und die Vereinigung im Frühling, und überließ sich mit heiterem Sinne dem stillen Leben auf dem Lande, das eine mannigfach anregende Geschäftigkeit mit sich brachte.

Es war so viel für die Familien der zahlreichen Bergleute und Gutsangehörigen zu thun, daß nicht ein Winter, sondern eine Reihe von Jahren dazu gehört hätte, die Pläne, welche in dem Kopfe und mehr noch in dem guten Herzen der jungen Gutsherrin entstanden, auszuführen; schon jetzt geschah aber viel, und sie fand ganz unerwartet in der Tante eine kluge Beratherin und energische Helferin.

Wohl konnte Frau v. Hilbach eine gewisse Bitterkeit darüber, daß die prachtvolle Herrschaft ihrem Sohne entgehen sollte, nicht ganz überwinden, aber sie fügte sich als kluge Frau mit gutem Anstande in das Unvermeidliche. Sie hatte sich ferner so lange als die Schützerin und Förderin von Werken christlicher Nächstenliebe dargestellt, daß sie sich unmöglich hier, wo ein weites Feld für solche geboten war, zurückziehen und von der oft gehofmeisterten Nichte beschämen lassen konnte. So griff sie

denn wacker mit an, und da sie umsichtig und energisch war und über reiche Mittel verfügen durfte, gelang es ihr binnen kurzer Zeit, viel Gutes zu schaffen.

In dieser Thätigkeit ging aber mehr und mehr eine große Veränderung mit ihr vor, die Schlacken fielen ab, der gute Kern ihres Wesens kam zum Vorschein, sie fühlte in ihrem Herzen eine wahre, aufrichtige Menschenliebe emporkeimen. Wärmer und hingebender ward das Verhältniß zu ihrem Gatten, und Beide fanden, ohne daß sie es einander auszusprechen wagten, sich zusammen in der Zuneigung und Werthschätzung für Annie, welche, ohne es irgendwie künstlich darauf anzulegen, mit ihrer Demuth, ihrer stillen, geräuschlosen Geschäftigkeit für Andere, mit ihrer stets gleich bleibenden Liebenswürdigkeit sich in ihre Herzen geschmeichelt hatte.

Was noch übrig blieb von ihrem Widerstande gegen die einst so hart geschmähte Fremde, das bewirkten Ernst's Briefe; sie erkannte, daß das Lebensglück des geliebten Sohnes in der Vereinigung mit Annie beruhte und vermochte nicht länger zu widerstehen. Als der Brief ihres Sohnes eintraf, welcher seine Ankunft zum Weihnachtsfeste meldete, da war sie es, welche ihrem Gatten zuflüsterte, welche Bescheerung sie dem Sohne bereiten wollten, und gerührt und dankbar schloß der Oberst sie in seine Arme.

Im hellen Glanze der Wachskerzen, welche an zwei bis zur Decke des hohen Gemaches reichenden Tannenbäumen befestigt waren, strahlte der Festsaal im Schlosse

Boberstein, in welchem auf langen Tafeln für die Beamten und Dienstleute die reichen, mit Sorgfalt und Liebe gewählten Gaben ausgebreitet lagen. Als die Beschenkten sich damit entfernt hatten, wurde auf einen Wink von Frau v. Hilbach, die sich durch einen schnellen Blick mit Elisabeth verständigt, die Thür zu einem anstoßenden kleinen Saal geöffnet, in welchem ebenfalls ein Baum brannte, und eine Tafel hergerichtet war.

„Die Schloßherrin von Boberstein ladet uns zu einer zweiten Feier," sagte die Oberstin, Elisabeth freundlich zunickend, und nahm den Arm ihres Sohnes, mit dem sie über die Schwelle schritt. Elisabeth folgte mit Joachim, der Oberst trat aber zu Annie, reichte ihr den Arm und führte sie mit ritterlichem Anstande zu dem für sie bestimmten Platze. „Hier unser Geschenk, Annie," sagte er, auf ein Kästchen deutend, aus welchem ihr ein Brillantring entgegenblitzte, „meine Frau und ich knüpfen jedoch die Bitte daran, daß Sie den Ring aus meines Sohnes Hand empfangen."

Eine glühende Röthe überzog Annie's liebliches Gesicht. „Herr Oberst, wie soll ich das verstehen?" stammelte sie.

„Daß ich um Sie werbe für meinen Sohn," sagte er mit weicher Stimme.

„Mutter, auch Du!" rief Ernst, aber schon hatte ihm der Vater die Braut an das hochschlagende Herz gelegt und mit gefalteten Händen und von Thränen erstickter Stimme flüsterte Frau v. Hilbach: „Seid glücklich, meine Kinder!"

„Endlich! endlich!" jauchzte Elisabeth. „O du fröh-

liche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" In ihrem Jubel ergriff sie Joachim bei den Händen und führte mit ihm einen Freudentanz um das Brautpaar aus; noch ganz athemlos davon umhalste sie die Tante und herzte und küßte sie, als ob sie sie ersticken wollte. Die Spitzenhaube der Oberstin gerieth dabei in ernstliche Gefahr, vom Kopfe gerissen zu werden, aber die sonst so formenstrenge Dame hatte heute kein tadelndes Wort für solche Ungebühr. —

Die Maiglöckchen läuteten den Verlobten zum Traualtar. Annie hatte allerdings gewünscht, erst den Jahrestag des erschütternden Ereignisses, dem sie ihre Freiheit verdankte, vorüberzulassen, und Ernst war geneigt gewesen, ihr darin nachzugeben. Elisabeth hatte jedoch erklärt, sie feiere ihre Hochzeit nur gemeinschaftlich mit der Freundin, und so lange in Annie gedrungen, ihr Glück nicht zu verzögern, bis diese ihre Einwilligung gab, jedoch unter der Bedingung, daß nur eine stille Feier veranstaltet werde.

So hatten sich denn nur die nächsten Angehörigen und Freunde als Zeugen und Gäste eingestellt, unter ihnen befand sich aber auch der Polizeikommissär Meienberg aus Berlin, den Ernst, eingedenk des demselben gegebenen Versprechens, eingeladen hatte. Stolz und freudestrahlend saß er an der Hochzeitstafel, keine Belohnung würde ihn so erfreut haben, als sich auf diese Weise geehrt zu sehen.

Frau v. Hildbach's Gelöbniß, die Villa in Potsdam nicht bewohnen zu wollen, ging in Erfüllung, freilich in anderer Weise, als sie sich gedacht. Joachim und Elisa-

beth bezogen sie; die junge Frau hatte zwar sehr viel Geschmack an dem Leben und Wirken einer Gutsherrin gefunden und hätte es gern fortgesetzt, sie konnte es aber Joachim, der mit Leib und Seele Soldat war, nicht zumuthen, schon jetzt die Uniform an den Nagel zu hängen. Sie folgte ihm deshalb nach seiner Garnison und konnte dies mit um so leichterem Herzen thun, als sie ihre Gutsangehörigen in trefflicher Obhut wußte. Herr und Frau v. Hildach hatten sich entschlossen, für die nächsten Jahre ihren ständigen Aufenthalt in Boberstein zu nehmen. Die Letztere hatte so vielerlei dort angefangen und eingeleitet, was sie weiter beaufsichtigen und zum guten Ende zu führen wünschte, dem Obersten behagte das bequeme, reiche Leben, das er daselbst führen, die Jagd und die Geselligkeit, die er mit den umwohnenden Edelleuten pflegen konnte, beide Gatten hatten aber noch einen Grund für die Wahl ihres Aufenthaltes, in dem sie zusammentrafen: die Nähe ihres Sohnes.

Ernst v. Hildach war zur Regierung nach Breslau versetzt worden; dorthin fuhr er mit Annie schon am Abend ihres Hochzeitstages, während Elisabeth und Joachim vor der Rückkehr nach Potsdam erst noch einen Ausflug machten.

„Vereint, endlich vereint!" waren Ernst's erste Worte, als er seine junge Frau über die Schwelle der freundlichen Wohnung führte, die er für sie in einem Hause am Schweidnitzer Stadtgraben in Breslau hergerichtet hatte. „Sei willkommen, mein Lieb, mein Weib, in Deiner, in unserer Welt!"

„Daheim!" flüsterte sie und schmiegte sich an ihn, „be-

seligendes Wort, das ich noch nie gekannt! O Ernst, wie soll ich Dir danken, daß Du der Heimathlosen eine Heimath gegeben hast in Deinem Hause und an Deinem Herzen!"

„Dadurch, daß Du die Vergangenheit keinen Schatten mehr auf Dein Leben werfen läßt," erwiederte er in tiefer Bewegung.

„Ich will es," gelobte sie. „Kann ich auch die Erinnerung nicht auslöschen, so soll sie doch nur dazu dienen, mich das Glück der Gegenwart um so dankbarer genießen zu lassen. Welche Seligkeit, mit dem Geliebten vereint zu sein, nachdem ich an den Gefürchteten und Verachteten gefesselt gewesen!"

Ende.

Meeresnoth und Herzensstürme.

Novelle

von

Fr. Werner.

(Nachdruck verboten.)

1.

Wolfram v. Eckenburg stand auf dem Achterdeck des Lloyddampfers „Seeadler“ und schaute zurück auf das im Abenddufte immer mehr verschwindende heimathliche Land. Er hatte soeben die Reise nach China angetreten, um bei der deutschen Gesandtschaft am Hofe zu Peking den Posten eines Attaché's zu bekleiden.

Der „Seeadler“, Kapitän Hartroß, war einer der neuen deutschen Dampfer, deren schnelle und glückliche Fahrten nach Ostasien und Australien schon seit einiger Zeit den Neid der englischen und französischen Dampfergesellschaften erregt hatten. Baron Wolfram war beim ersten Anblick des großen, prächtigen Schiffes mit Staunen und Bewunderung erfüllt worden. Dasselbe erschien ihm wie ein Monarch des Meeres, dem Wind und Wogen gehorsam sein mußten, dem keine Gefahr etwas anhaben könne.

Jetzt stand er hinten am Heck und sah die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den vergoldeten Kreuzen der fernen Kirchthürme verglühen; er sah das rothe Licht auf den Wogen des breiten Stromes glitzern, dessen Mündung der Dampfer in majestätischem Zuge entgegenstrebte; er hörte den eintönigen Ruf des Matrosen am Steuer, der die Befehle des Lootsen wiederholte; er lauschte dem Gesang der Zwischendeckspassagiere, der von vorn zu ihm herfluthete — Frauen- und Kinderstimmen sangen das alte Lied: „Nun ade, du mein lieb Heimathsland" — und ein Gefühl der Wehmuth überkam ihn. — — — —

Es vergingen fast drei Tage, ehe die Passagiere einander nothdürftig kennen gelernt und sich an das Schiffsleben einigermaßen gewöhnt hatten. Allein schon vom ersten Tage an griff unmerklich der Eindruck Platz, daß zwischen dem Kapitän und seiner Frau, die sich ebenfalls an Bord befand, nicht Alles so sei, wie es sein sollte. Niemand wußte etwas Näheres, ja, Niemand wußte überhaupt etwas, aber jener Eindruck war da und machte sich ebenso geltend, wie eine feste Ueberzeugung.

Kapitän Hartroß war ein großer, breitschulteriger Mann mit kurzem, schwarzem Haar, über welchem bereits ein grauer Schimmer lag, dunkel gebräuntem, energischem, fast finsterem Gesicht und einem Paar Augen, die so scharf und furchtlos blickten, wie des königlichen Vogels, nach welchem sein Schiff den Namen führte. Er galt als ein vorzüglicher Seemann. Die Passagiere der ersten Kajüte empfanden keine sonderliche Neigung für ihn, trotzdem aber schenkten sie ihm unbedingtes Vertrauen,

denn sie sagten sich, daß das Fahrzeug und seine Insassen in den Händen eines solchen Mannes sicher aufgehoben seien.

Nach Ablauf der ersten drei Tage gestaltete sich das Leben an Bord gleichmäßig und nach dem gebräuchlichen Plan. Das Wetter war auffallend ruhig und schön; die Seekranken erholten sich, man schloß Bekanntschaften, und bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten traten bereits allerlei Versuche, gesellig und heiter zu sein, zu Tage.

Der Dampfer befand sich auf offener See. Die grünen Gestade, die blauen Hügel, die blinkenden Städte und die weißen Strandhänge des englischen Kanals lagen hinter ihm, und um ihn rollten die unermeßlichen Weiten des Atlantischen Oceans.

Baron Wolfram sah seine Reisegenossen zum ersten Mal bei der Mittagstafel vollzählig versammelt.

Da war zunächst der Konsul Schlicht mit seiner Familie — Gemahlin und zwei Kinder — ein stattlicher Herr in den mittleren Jahren, der sich nach Yokohama auf seinen Posten begab. Sodann ein junges Ehepaar, der Kaufmann Stillfried und seine Frau, deren Ziel Batavia war, woselbst der junge Mann die Vertretung eines großen deutschen Handelshauses übernehmen sollte. Die Leutchen hingen aneinander wie Turteltauben, und ihre Unzertrennlichkeit und offen zur Schau getragene kindliche Zärtlichkeit verursachten den übrigen Passagieren allerlei heitere Momente, nebenbei aber gewann sich der junge Mann durch seinen gutmüthigen Frohsinn und seinen unverwüstlichen Humor gar bald die allgemeine Zuneigung. Helene, sein Weibchen, eine hübsche, zarte

Blondine, hörte und sah nichts und Niemand, als einzig und allein ihren angebeteten Mann.

Da war ferner eine schöne, stattliche Dame mit dunklem Haar und dunklen Augen, eine Frau Sieveking, die ihre Kinder nach Berlin in ein Pensionat und auf die Schule gebracht hatte und nun wieder nach Shanghai zurückkehrte, wo ihr Gatte als Inhaber eines Thee-Exporthauses seit vielen Jahren ansässig war. Sie war eine äußerst sympathische und liebenswürdige Erscheinung, in ihren großen, wundervollen Augen aber lag etwas wie der Schatten eines drohenden, aber noch unverstandenen Wehs.

Den Beschluß der Reihe der Passagiere, die Baron Wolfram der näheren Beachtung werth hielt, machte noch ein drittes Ehepaar, Herr Aloys Wanner und Frau. Er war ein kleines, rundes, ältliches Männchen, das sich in unaufhörlicher Angst und Besorgniß darüber befand, daß seiner Frau auf den trügerischen Wellen irgend etwas Schreckliches und Unheimliches zustoßen könnte. Seiner Rede- und Denkweise zufolge war er ein Mensch, der sich von unten auf, vielleicht aus dem Hausknechtsstande, zu einem Vermögen und zu einer gewissen Stellung emporgearbeitet, und dann, um seine Arbeit zu krönen, eine sogenannte gebildete Frau genommen hatte. Diese Dame hatte, wie es schien, zu Lande wie zu Wasser nur zwei Befürchtungen, erstens, daß sie zu dick werden würde, und zweitens, daß man sie für eine Person von niederer Herkunft halten könnte. Sie erzählte der Gesellschaft bei jeder Gelegenheit von ihrem verstorbenen Vater, nur um immer von Neuem zu betonen, daß derselbe ein Staatsbeamter

gewesen sei, wodurch sie einen großen Eindruck hervorzurufen meinte.

Bei jenem Mittagsmahl war's auch, daß man den Kapitän zum ersten Mal von seiner Frau sprechen hörte. Als derselbe seinen Platz am oberen Ende der Tafel eingenommen hatte, ließ er sein funkelndes Auge über die Reihe der Gäste schweifen.

„Steward," sagte er dann mit einer Stimme, die so metallreich wie die einer Posaune war, „wo ist meine Frau?"

„Die Frau Kapitän ist nicht ganz wohl," antwortete der Steward. „Sie wünschte, in ihrer Kabine zu speisen."

Baron Wolfram, der dem Kapitän zur Linken saß, bemerkte, wie das Gesicht desselben sich verfinsterte.

„Sagen Sie meiner Frau, daß es mir erwünscht wäre, sie hier an der Tafel zu sehen!" rief der Kapitän dem Steward zu.

„Sehr wohl, Herr Kapitän."

Frau Sieveking, die dem Baron gegenüber und somit dem Kapitän zur Rechten saß, richtete ihre schönen, großen Augen auf dessen düsteres Gesicht; seine Worte und der Ausdruck seiner Stimme hatten sie verletzt.

„Sie sind tyrannisch, Herr Kapitän," bemerkte sie mit unverhohlenem Mißfallen.

„Verehrte Frau," entgegnete der Schiffer, „der Thorheit Anderer Vorschub zu leisten, halte ich für doppelte Thorheit."

„Ich bedaure, Kapitän Hartroß, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Sie nicht verstehe," sagte Frau Sieveking.

„Verzeihung. Meine Frau gefällt sich darin, eine unbegrenzte Furcht vor der See zu affektiren, und ich bin nicht gesonnen, sie in solcher Thorheit zu bestärken.“

„Diese Furcht ist aber sehr wahrscheinlich keine Thorheit, sondern eine wirkliche Furcht. Nicht Jeder ist so glücklich, Nerven von Stahl und Eisen zu haben, Herr Kapitän,“ antwortete die Dame.

„Von den Redensarten, die sich um die Nerven drehen, halte ich nichts,“ entgegnete Kapitän Hartroß kurz. „Nerven sind überhaupt Einbildungen, die ich bei Denen, über die ich zu verfügen habe, nicht dulde.“

Die schöne Frau wendete sich mit Achselzucken von ihm ab. Baron Wolfram aber beschäftigte sich schweigend mit dem ausgezeichneten Mahl, welches der Steward und die Stewardsmaaten auftrugen, und dabei suchte er nach der Lösung des Räthsels, was eine Frau, die eine so große Furcht vor der See hatte, bewogen haben konnte, einem Seefahrer ihre Hand zu reichen.

Das Mahl verlief, ohne daß die Gattin des Kapitäns an der Tafel erschienen wäre, was wiederum zu allerlei Muthmaßungen und unbestimmten Gerüchten Veranlassung gab. Klatsch und Skandalsucht finden während einer langen Seereise den üppigsten Boden.

Der Dampfer war aus dem Atlantischen Ocean durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer eingelaufen. Sternenfunkelnd lag der Abend über der See, nur im Westen zeigten sich noch Schaaren rosiger, duftiger Wolken am Himmel. Frau Sieveking saß in einem der bequemen Bambusstühle auf Deck und schaute träumerisch zum

Sternenzelte empor. Der Baron kam aus der Kajüte herauf, und als er die Dame gewahrte, die ihm von allen Passagieren am sympathischsten war, näherte er sich derselben schnell.

„Was sehen Sie dort oben in den Wolken, gnädige Frau?“ fragte er lächelnd.

„Ich bewundere die seltsame Gestaltung derselben,“ entgegnete sie leise. „Sie erscheinen mir wie kleine Kinder — wie kleine Kinder mit Flügeln.“

„Kleine Kinder mit Flügeln sind Engel, gnädige Frau.“

„Ja,“ sagte sie, und ihre Augen schauten trauriger, träumerischer. „Sie fliegen davon und winken mir . . . solche Wolkengebilde sind manchmal wirklich höchst merkwürdig, Herr Baron.“

In diesem Augenblick ging der Kapitän vorüber. Er grüßte die Dame mit einer leichten Verneigung.

„Ich mag den Kapitän nicht,“ bemerkte Frau Sieveking. „Ich bin überzeugt, daß er seine Frau schlecht behandelt. Ich wollte, daß sie sich einmal auf Deck sehen ließe, damit ich sie kennen lernte.“

„Vielleicht ist sie gar nicht so unglücklich,“ wandte der Baron ein.

„Was das anlangt, da betrachten Sie sich nur einmal der Kapitän recht genau,“ erwiederte sie. „Sein Gesicht verräth eiserne Willenskraft und kühnen Muth, aber zugleich auch Härte und Unbeugsamkeit; außerdem ist er jähzornig, leidenschaftlich und eifersüchtig. Dagegen vermisse ich Alles, was ihm das Herz einer Frau gewinnen oder erhalten könnte. Der Mann kennt weder Nachsicht,

noch Mitgefühl, noch Gnade. Ich bin fest überzeugt, daß seine Frau sehr unglücklich ist."

„Ich habe zu wenig Interesse für ihn, um mich auf seine Seite zu stellen," sagte Baron Wolfram lächelnd. „Wenn Sie also wünschen, bin ich gern bereit, ihn für einen Blaubart anzusehen."

Frau Sieveking gab ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer und wendete sich dann wieder dem westlichen Himmel zu, an dem die rosigen Wölkchen in einen dünnen, dunklen Streifen verflossen waren.

Der Baron hatte diese Unterhaltung sehr bald vergessen. Die Nacht sank hernieder, eine so stille und klare Nacht, wie man sie im Mittelmeer nicht allzu oft findet. Er zündete sich eine Cigarre an und schaute, an die Regeling gelehnt, hinaus in die vom aufgehenden Monde hell beleuchtete Ferne. Die Wogen brachen sich in silbernem Schaum an der schwarzen Schiffswand, während der gewaltige Dampfer mit dumpfem Tosen seinen Weg verfolgte und eine lange, weiß aufleuchtende Spur hinter sich zurückließ.

Die übrigen Passagiere hatten nach und nach ihre Kabinen aufgesucht. Er befand sich ganz allein auf dem Achterdeck. Plötzlich hörte er einen leichten Tritt in seiner Nähe; er schaute sich um und gewahrte eine hohe schlanke Frauengestalt, die, wie er, an der Regeling lehnte und über die mondbeglänzten Wasser blickte. Ihr Antlitz war fast so bleich wie das des Mondes, dabei aber von wunderbarer Schönheit. Baron Wolfram gestand sich, nie ein auch nur annähernd so entzückendes Gesicht gesehen zu

haben. Die Augen waren groß und dunkel, das Haar aber lag in lichten, goldig schimmernden Massen auf ihrem Kopfe. Eine heiße, nie gefühlte Empfindung erwachte in des jungen Mannes Brust; er vermochte kein Auge von der herrlichen Erscheinung zu verwenden. Er sagte sich sogleich, daß diese schöne Unbekannte die Frau des Kapitäns sein müsse.

Sie hatte seine Gegenwart noch nicht bemerkt. Er richtete sich auf, räusperte sich und warf seine Cigarre in's Wasser.

Jetzt erblickte sie ihn und war augenscheinlich über diese unerwartete Begegnung erschrocken.

„Ich bitte um Vergebung, gnädige Frau," sagte er, mit höflichem Gruße herzutretend. „Ich habe Sie ohne Wissen und Willen erschreckt. Ich stand dort im Schatten des Bootes, Sie bemerkten mich daher nicht, als Sie hierher kamen."

Er nannte seinen Namen und erfuhr nun auch den ihren, Anna Hartroß.

„Der Schrecken war so groß nicht," sagte sie lächelnd, und dieses Lächeln zeigte ihm erst, wie schön sie war. „Ich bin aber heute Abend zum ersten Mal auf Deck gekommen, und da war mir's, als sei ich in einer ganz neuen Welt."

Der Baron vermochte kein Auge von dieser lieblichen Erscheinung zu verwenden. Das also war die Frau des Kapitäns. Derselbe war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, diese junge Frau aber konnte kaum älter als achtzehn sein. Es war ihm fast unmöglich, sich diese Beiden als ein Paar zu denken.

Um das verlegene Schweigen zu brechen, fragte der Baron, ob ihr Unwohlsein, von dem er gehört, sich gehoben habe.

„Eigentlich unwohl oder krank bin ich nicht gewesen,“ erwiederte sie leise. „Ich fürchte mich nur so vor der See,“ fuhr sie fort, und dann wiederholte sie diese Worte noch einmal flüsternd, fast unhörbar, wie träumend. „Ich weiß nicht, warum ich mich so fürchte; wenn ich hier stehe und das Meer betrachte, dann muß ich gestehen, daß ich mir keinen herrlicheren und großartigeren Anblick denken kann — und dennoch fürchte ich mich davor.“

„Wußte Ihr — wußte der Kapitän dies, als er Sie mit sich an Bord nahm?“ fragte der Baron.

Ihr Antlitz wurde blutroth, aber sie gab Antwort. „Ja, er wußte es; ich habe ihm immer gesagt, daß ich vor der See Angst habe.“

Der Baron schwieg einige Augenblicke, dann ergriff er wieder das Wort. „Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, „aber sollte diese Furcht vor der See, vor dem Wasser, das Sie hier so unaussprechlich reizvoll und in erhabenster Schönheit vor sich sehen, nicht ein wenig — nun, sagen wir unbegründet sein? Sollten Sie dieselbe nicht überwinden können?“

„Kann ein Gefühl, das doch mein ganzes Inneres erfüllt, wirklich unbegründet sein?“ entgegnete sie, ihn mit einem Blick anschauend, den man zuweilen in den Augen eines geängsteten, hilfeflehenden Kindes findet. „Und wenn es unbegründet ist, so kann ich mir doch nicht helfen. Sie sind ein Mann, stark und voll klaren Geistes, und Sie

verlachen mich vielleicht. Aber wenn Sie wüßten, welch' ein eisiges Entsetzen mich packt, wenn ich in der Nacht aufwache und mir sage, daß nur eine dünne, schwache Wand mich von der finsteren, grausigen, unermeßlichen Tiefe trennt, dann würden Sie mich bemitleiden. Wenn ich die Fluthen draußen rauschen und plätschern höre, während ich in der engen Koje liege, dann ist mir's, als müßte ich vor Angst sterben. Dann sehe ich die grüne, glasige, dunkle Tiefe deutlich vor mir. Ich kann mir nicht helfen, aber ich fühle, daß ich diese Furcht, und wenn sie auch nur Einbildung ist, nie überwinden werde."

„Ich muß Ihnen gestehen, gnädige Frau, daß ich es unter solchen Umständen unbegreiflich finde, daß Sie diese Seefahrt überhaupt unternommen haben," sagte Baron Wolfram.

„Ich bin nach meinem Willen und nach meinen Empfindungen gar nicht gefragt worden," antwortete sie gedrückt. „Glauben Sie, Herr Baron, daß diese instinktive Furcht ein böses Vorzeichen ist? Ich habe früher mancherlei Geschichten gelesen, auch über den Aberglauben der Seeleute, und da hieß es immer, daß Leute, die sich vor der See fürchten, eines Tages unfehlbar ertrinken müßten."

Der Baron lachte. „So lehrt der Aberglaube," rief er. „Sie sagten's ja selbst. Nein, gnädige Frau, lassen Sie mich Ihnen prophezeien, daß Sie Ihr Leben weder auf noch in dem Wasser lassen werden."

Das Gesicht der jungen Frau klärte sich auf, und sie blickte ihren Gesellschafter an wie ein dankbares Kind.

„Uebrigens," fuhr der Letztere fort, „befinden wir uns

hier an Bord eines Schiffes, in dem man sich so sicher fühlen kann, wie in dem festesten Hause auf dem Lande. Diese großen Passagierdampfer erfreuen sich mit Recht des ausgezeichnetsten Rufes; sie —"

Ein schnell sich nahender fester Schritt unterbrach ihn; es war der Kapitän. Derselbe legte die Hand auf die Schulter seiner Frau und blickte auf ihr Antlitz herab.

„Also hast Du endlich einmal den Weg auf Deck gefunden?" sagte er. „Und ohne mich und noch dazu in der Nacht?"

Sie sah zu ihm empor, schüchtern und mit zweifelnder Furcht im Blick. Im Herzen des Barons regte sich ein inniges Mitleid.

„Die anderen Damen kommen am Tage herauf, wo sie wissen, daß sie passende Gesellschaft finden," fuhr der Kapitän fort. „Du suchst Dir natürlich die finstere Nacht aus."

„Und doch fand ich noch gute Gesellschaft," versuchte sie zu lächeln.

In diesem Augenblick schob sich eine schwarze Wolkenmasse vor den Mond, und die vorher so helle Nacht wurde mit einem Schlage stockfinster. Die junge Frau klammerte sich in plötzlicher Angst an den Arm ihres Gatten und sah zitternd auf die schwarze See hinaus, von der ein hohles, unheimliches Brausen herüber drang.

„Fürchtest Du Dich schon wieder?" sagte der Kapitän rauh. „Man sollte nicht glauben, daß eine Frau in Deinen Jahren noch so unvernünftig sein kann. Du hast ein gutes Schiff unter Deinen Füßen, Du hast mich bei

Dir, Du hast eine Gesellschaft von Damen und Herren, ja sogar von Kindern um Dich, die Alle munter und vergnügt sind und keine Spur von Furcht empfinden, und dennoch! Deine Furcht ist ein kindischer Unsinn, der aufhören muß. Sind Sie nicht derselben Meinung, Herr Baron?"

„In gewissem Sinne, ja," antwortete der Gefragte. „Versuchen Sie doch einmal, gnädige Frau, den Gedanken festzuhalten und weiter auszudenken, daß Ihnen auf der See der Himmel ebenso nahe ist, wie auf dem Lande. Sie werden dann mehr Ruhe finden, glaube ich."

Sie dachte einen Moment nach, dann blickte sie schnell auf.

„Sie haben Recht, Herr Baron. Das war ein schönes Wort; ich danke Ihnen dafür."

„Nun, dann handle auch darnach," sagte der Kapitän. „Deine Thorheit währt nun gerade lange genug. Ich glaube, daß man eher zehn Steinklopfer zu Seeleuten, als eine närrische Frau klug machen kann."

Die junge Frau stieß einen Seufzer aus. „Habe Geduld mit mir, Erik," bat sie. „Du weißt, wie ich mich bemühe, stets Deinen Willen zu thun. Aber diese Furcht ging bisher über meine Kräfte."

Kapitän Hartroß schwieg eine Weile. „Warum kamst Du überhaupt heute so spät noch auf Deck?" fragte er dann plötzlich und mit einem bösen Klang in der Stimme.

Trotz der Dunkelheit gewahrte der Baron den Blick, der ihn dabei traf. Das Blut drang ihm zum Herzen, aber er beherrschte sich.

„Ich wollte ohne Zeugen sein, damit Niemand es

sähe, wenn mich die Furcht überkommen sollte," lautete die Antwort.

Der Kapitän lachte verächtlich. Dann, nach einem Schweigen, welches peinlich zu werden begann, sagte er: „Für das erste Mal bist Du nun lange genug auf Deck gewesen. Darf ich Sie bitten, Herr Baron, meine Frau über die Treppe mittschiffs hinab und in den Salon zu geleiten? Die hintere Treppe habe ich fortnehmen lassen."

Baron Wolfram bot, ohne ein Wort zu sagen, der jungen Frau den Arm und führte sie vorsichtig bis an die Kommandobrücke und dann hinab auf das Hauptdeck Sein Herz klopfte ganz seltsam, als er die kleine, weiße Hand auf der seinen fühlte. Er sehnte sich, ihr sagen zu dürfen, wie er mit ihr fühle, wie er sie bemitleide. Dann aber fiel ihm ein, daß sie das Weib eines Andern, eines tüchtigen und braven, wenn auch etwas rauhen Mannes sei, und kein Wort kam über seine Lippen.

Die Thür ihrer Kajüte stand halb offen. Drinnen brannte die Hängelampe.

Er verneigte sich, wünschte ihr eine gute Nacht und kehrte auf das jetzt wieder vom Mondlicht überfluthete Deck zurück.

2.

Vom nächsten Tage an erschien die Frau des Kapitäns unter den Passagieren der ersten Kajüte und begab sich auch später in der Gesellschaft der Damen wieder auf Deck. Dem Baron, der sie unausgesetzt beobachtete, schien

es, als habe sie einen großen Theil ihrer vorherigen Furcht verloren, da sie selbst bei den schwereren Bewegungen des Schiffes ziemlich ruhig blieb. Im Allgemeinen aber suchte sie die Gesellschaft der Passagiere zu meiden, soweit dies unauffällig geschehen konnte, und am liebsten war sie allein an Deck, des Morgens, wenn die Sonne aufging, oder am späten Abend, wenn die glitzernden Sterne sich auf der wogenden See spiegelten.

Frau Wanner, die sich gern mit dem Baron unterhielt, um sich dadurch vor den Anderen ein Ansehen zu geben, theilte demselben vertraulich mit, daß sie der Ansicht sei, Frau Hartroß zöge sich darum so von den Uebrigen zurück, weil sie, als die Frau eines Schiffers, sich ihnen nicht ebenbürtig dünke.

„Ich gebe mir natürlich alle Mühe, sie heranzuziehen," sagte die Dame, in deren Augen ein Baron zum Mindesten zu den Halbgöttern zählte, „um so mehr, als ich bemerke, daß Sie, Herr Baron, die junge Frau einer besonderen Rücksicht würdigen. Aber sie fühlt sich immer etwas befangen in meiner Gegenwart. Mein Vater, der, wie sie wohl wissen, ein Staatsbeamter war, pflegte stets zu sagen, daß Leute, die verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören, nie frei und ungezwungen miteinander verkehren könnten."

Im Grunde aber lag die Sache anders. Einige der Damen waren einfach eifersüchtig auf die Frau des Kapitäns. Frau Sieveking gehörte nicht zu diesen; ihre schönen Augen schauten nie weicher und liebevoller, als wenn sie sich an der Seite des jungen Weibes befand. Frau Schlicht, die Gemahlin des Konsuls, empfand eine

mütterliche Zuneigung für dieselbe, und Frau Stillfried gewann es thatsächlich über sich, ihr auch ab und zu eine Viertelstunde zu schenken, wenn sie sich von ihrem jungen Gatten loszureißen vermochte. Die anderen Damen aber waren eifersüchtig auf ihre seltene Schönheit; sie zischelten unter sich, wenn sie vorüber ging, und sagten, daß sie die Furcht vor der See nur heuchele, um sich bei den Herren interessant zu machen.

Die Zwischendeckspassagiere und besonders auch die Matrosen verehrten die „Fru Koptein" auf das Höchste, und man hörte kein rohes oder anstößiges Wort, wenn sie in der Nähe war. Als einer der Schiffsjungen krank wurde, und einige der feinen Damen bereits eine Ansteckungsgefahr zu fürchten begannen, da begab sich Anna Hartroß täglich zu dem armen Kranken in das Matrosenlogis, wo sie sich neben seiner Koje auf einer der Seekisten der Mannschaft niederließ, den klagenden Jungen tröstete, ihm von seiner Mutter vorerzählte und kaum darauf achtete, daß die Matrosen um sie her standen und ihr mit feuchten Augen zuhörten. Da war Keiner unter der Mannschaft, der sich ihretwegen nicht freudig in die größte Gefahr begeben hätte.

Die Tage vergingen; der „Seeadler" passirte den Suezkanal und lief in's Rothe Meer ein.

Baron Wolfram, der das Leben an Bord mit dem größten Interesse beobachtete, machte mit einem Gefühl des Behagens die Wahrnehmung, daß die Gruppe der Passagiere, die sich von Anfang an als ziemlich gleichgestimmt zusammengefunden hatte, immer mehr den Cha-

rakter einer großen Familie annahm. Das Leben an Bord bringt die Herzen und die Gemüther enger zusammen, als das Leben am Lande. —

Eines Morgens war die See unruhiger als gewöhnlich, und die Passagiere blieben im Salon, um vor den überkommenden Spritzwellen geschützt zu sein. Der Kapitän befand sich im Kartenhäuschen unter der Kommandobrücke, und seine Frau machte, trotz des schlüpfrigen Decks, auf dem das Wasser hin und her rieselte, den Versuch, zu ihm zu gelangen, um ihm den Morgengruß zu bieten. Sie wartete einen Augenblick, bis das Schiff sein Rollen etwas einstellte, und dann huschte sie vorwärts. An der Schwelle des Kartenhäuschens aber stolperte sie über einen im Deck befindlichen Ringbolzen und stürzte nieder. Baron Wolfram, der sie vom Achterdeck aus beobachtet hatte, eilte herzu, allein schon hatte der Kapitän sie in seinen Armen emporgehoben und in das Kartenhäuschen getragen, wo er in ängstlichster, zartester Sorgfalt um sie bemüht war. Sie hatte sich das Handgelenk ein wenig verstaucht, und die Schmerzen waren empfindlich; der Baron näherte sich besorgt; er sah auf den ersten Blick, daß die Sache ohne ernstlichen Unfall abgelaufen war, er gewahrte aber auch die ungewöhnliche Erregtheit des Kapitäns und erkannte daraus, daß derselbe sein junges Weib auf das Zärtlichste liebte.

Am Nachmittag, als er wiederum allein auf Deck war — die See ging hohl, und eine frische Brise wehte aus Westen, von dem egyptischen Wüstenlande her — kam der Kapitän zu ihm heran.

„Herr Baron," begann er, „gestatten Sie mir einige

Worte. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich halte Sie für einen Mann von makelloser Ehre. Sie kennen meine Frau; lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich dieselbe mehr liebe, als mein Leben. Das sind nur kalte Worte, aber Sie werden mich verstehen."

Der Baron verneigte sich zustimmend; er vermochte vor Erstaunen keine Erwiederung zu finden.

„Es kommen Augenblicke," fuhr der Kapitän fort, „wo ich bereue, sie mit auf See genommen zu haben; dann aber wieder denke ich, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, auch den Beruf desselben lieben müßte."

„Das ist eine Ansicht, die ich bestreiten möchte, Herr Kapitän," entgegnete Baron Wolfram. „Glauben Sie vielleicht, daß die Frau eines Soldaten auch selbstverständlich eine Schwärmerei für Säbel, Bajonette und Kanonen haben müsse?"

„Das ist nicht anzunehmen. Die Sache liegt hier aber auch etwas anders. Eine Seemannsfrau sollte sich, so denke ich mir, an Bord bei ihrem Manne wohler fühlen, als am Lande ohne ihn. Scheint Ihnen das nicht auch das Natürliche zu sein?"

„Darüber habe ich kein Urtheil; ich bin noch nicht in der glücklichen Lage, eine Frau zu besitzen."

Der Kapitän hatte mit der Rechten eine der Pardunen des Besanmastes ergriffen und starrte mit gerunzelten Brauen in die schäumende See.

„Sie wollte nicht mit an Bord," redete er weiter. „Sie weinte und bat und sagte, daß sie sich fürchte, und daß sie lieber zu Hause auf mich warten wolle."

„Das wäre vielleicht auch das Richtige gewesen," bemerkte der Baron.

Des Schiffers Antlitz röthete sich wie in jähem Unwillen. „Meinen Sie, Herr Baron?" sagte er, seinen eisernen Finger auf den Arm des jungen Mannes drückend. „Nun, ich denke anders. Eine Seemannsfrau, die ihren Mann werth hält, gehört an Bord zu ihm, vorausgesetzt, daß die Schiffsverhältnisse dies gestatten, was nicht immer der Fall ist. Meine Frau aber wollte nicht mit mir. Sie hing sich weinend und jammernd an meinen Hals, ich sollte sie zurück lassen. Wozu? frage ich Sie. Ich sollte auf ein halbes Jahr fort, und sie wollte allein bleiben? Das konnte mir nicht in den Sinn. ‚Du gehst mit mir,' sagte ich, ‚und wenn wir Beide auf den Grund des Oceans fahren sollten.' Sie weinte natürlich ohne Aufhören und sie weint auch heute noch, nur hat sie gelernt, sich mehr zu beherrschen. — Warum ich sie nicht an Land gelassen? Weil mir ein Teufel im Herzen sitzt, ein wilder Teufel, dem ich ebensowenig gebieten kann, wie dem Meer und dem Sturme, der Teufel der Eifersucht. Wenn sie mich wahrhaft liebte, dann mußte sie zu mir sagen: ‚Ich fürchte mich vor der See, aber weil Du gehst, muß ich Dir folgen, wo Du bleibst, da bleibe auch ich.' Dann hätte ich gesehen, daß sie mir wahrhaft zugethan war, und dann hätte ich sie vielleicht auch zu Hause gelassen. So aber erwachte die Eifersucht in mir und machte mich gegen alle anderen Rücksichten blind."

Der Baron hörte wortlos zu; er hatte sich noch immer

nicht von dem Erstaunen darüber erholt, daß der Kapitän gerade ihn zu seinem Vertrauten erwählte.

„Sie wundern sich darüber, daß ich Ihnen dies Alles erzähle,“ fuhr der Kapitän fort. „Als ich noch ein kleiner Junge und daheim im Hause meines Vaters war, da hing in unserer Stube ein altes Bild, das Konterfei eines Mannes im Harnisch und mit Federn auf dem Helm, und darunter stand zu lesen: ‚Der Ritter ohne Furcht und Tadel.‘ Ich bin ein einfacher Mann und habe nie gewußt, was es mit diesem Ritter für eine Bewandniß hat, aber als Kind gefiel mir sein Gesicht, das so fest und energisch dreinschaute, und ich hab's bis heute nicht vergessen. Wenigstens fiel mir dasselbe wieder lebhaft ein, als ich Sie sah; Sie sind dem Ritter auf meines Vaters Bild ganz ungemein ähnlich.“

„Das ist sehr schmeichelhaft für mich, Herr Kapitän,“ begann Baron Wolfram, der Schiffer aber unterbrach ihn schnell.

„Ich habe keine Schmeichelei beabsichtigt,“ sagte er. „Ich wollte nur anführen, daß das Gesicht auf jenem Bilde mich anzog, weil es so vertrauenerweckend war, und in ähnlicher Weise fühlte ich mich berührt, als ich Sie zum ersten Male hier an Bord erblickte. Es gibt ja so seltsame Zufälligkeiten im Leben. Ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen kann, Herr Baron, und deswegen rede ich mit Ihnen so offen. Ich möchte Sie bitten, sich meiner Frau ein wenig anzunehmen, ihr ein wenig von Ihrer Zeit zu widmen. Anna hat Sie gern, sie freut sich, wenn sie sich mit Ihnen unterhalten kann. Meine

eigene Zeit ist sehr beschränkt. Wollen Sie meine Bitte erfüllen und dabei versuchen, ihr die Furcht vor der See auszureden?"

Der ehrliche Seemann schaute dem jungen Diplomaten mit herzlicher Freundlichkeit in's Auge, in seinem sonst so durchbohrenden Adlerblick lag ein offenes, rückhaltloses, fast kindliches Vertrauen.

Baron Wolfram erwiederte diesen Blick aus aufrichtigem, dankbarem Herzen. Er ergriff die kraftvolle Hand des Kapitäns mit männlichem Druck und dabei gelobte er sich in seinem Innern, sich eines solchen Vertrauens würdig zu erweisen.

3.

Der tropische Sonnenbrand war kaum zu ertragen. Der „Seeadler" befand sich jetzt im Indischen Ocean und durchfurchte die blauen Fluthen desselben mit stetiger Schnelligkeit. Der Kapitän war stolzer wie je auf sein schönes Fahrzeug. Der Wind kam von hinten, und da seine Geschwindigkeit nicht größer war, als die des Schiffes, so herrschte auf Deck eine vollkommene Windstille.

Die Matrosen hatten ein großes Sonnensegel über dem Achterdeck ausgespannt, und unter demselben fanden die Passagiere, wenn auch keine Kühlung, so doch Schatten.

Baron Wolfram lag in seinem Bambusstuhl und blies den Dampf einer Havanna von sich.

Frau Sieveking näherte sich von der hinteren Treppe und rückte ihren Stuhl neben den seinen.

„Welch' ein heißer Tag!" sagte sie, nachdem sie den jungen Mann lächelnd begrüßt hatte. „Dem Regen und dem Nebel konnten wir entrinnen, vor dieser Hitze aber gibt's keinen Ausweg."

Baron Wolfram schaute sie an; sie erschien ihm heute bleicher als sonst.

„Es ist schade, daß Sie kein Buch mitgebracht haben, gnädige Frau," sagte er, „ich hätte Ihnen vorlesen können."

„Es ist zu warm dazu," entgegnete sie. „Ich habe hier eine Handarbeit, aber ich mag die Finger nicht rühren. Sehen Sie nur die goldene Fluth dort drüben; sieht's nicht aus wie ein Feuermeer?"

Von der vorderen Treppe her kam Frau Schlicht mit ihrem kleinen Mädchen, und hinter ihr erschien Frau Stillfried.

„Das ist so ein Vorgeschmack von dem Klima in Shanghai," lachte die Konsulin, der Frau Sieveking freundlich zunickend. „Mein Mann hat den ganzen Morgen nichts gethan als Eiswasser getrunken. Frau Stillfried, setzen Sie sich zu mir, ich will Ihnen etwas von der Hitze in Ihrer neuen Heimath erzählen."

„Wo ist aber mein Mann?" fragte die junge blonde Frau eifrig.

Alles lachte. Man war bereits so vertraut miteinander geworden, daß man sich schon eine harmlose Fröhlichkeit auf Kosten Anderer erlauben durfte.

„Sie müssen aber nun wirklich bald versuchen, auch einmal fünf Minuten ohne Ihren Gatten zu existiren,"

sagte der Baron heiter. „Ich habe Herrn Stillfried übrigens vorhin mit dem Obermaschinisten und dem Kapitän in's Kartenhäuschen gehen sehen.“

Jetzt erschien auch Frau Anna Hartroß; sie sah in ihrem weißen, einfachen Morgengewande, mit dem rosig angehauchten Gesicht und dem schimmernden Goldhaar wie ein Wesen aus dem Feenlande aus. Ein freundlicher Dank leuchtete aus ihren Augen, als Baron Wolfram einen der leichten Sessel für sie herbeiholte.

„Ein herrlicher Tag!“ sagte sie, sich in den weiten Stuhl zurücklehnend. „Ob wir wohl einer der tropischen Inseln so nahe kommen werden, daß wir den Duft der Blumen spüren können? ... O, meine Blumen zu Hause! Ich weiß einen Ort daheim in unserem Garten, an den ich in heißen Tagen immer denken mußte, bis ich mich vor Heimweh kaum noch lassen konnte.“

„O bitte, erzählen Sie uns davon,“ sagte Frau Sieveking leise.

„Es ist ein stiller, grüner Winkel im Garten meines Vaters. In der Ecke, an der epheubewachsenen Mauer, steht eine alte, hohe Linde mit weit ausgebreiteter, dichter Krone, und um sie herum wächst weiches, üppiges Gras. Ganz in der Nähe befindet sich ein steinummauerter Ziehbrunnen, ein altmodischer Brunnen mit einem hölzernen Deckel und von dunklem, sammtenem Moos überzogen. Die Steine triefen von Feuchtigkeit, auch das Moos ist immer naß, und das Wasser, das aus dem Brunnen kommt, ist so kalt wie Eis und so klar wie Krystall. Unter dem Lindenbaum steht eine Bank; ringsum ist es

ganz still und man hört nichts als das Fallen der Tropfen in dem Brunnen. Wenn ich an jenen stillen, kühlen Ort denke, dann vergesse ich, daß ich auf diesem tropischen Meere und unter dieser glühenden Sonne bin."

Frau Sieveking saß ganz still. Die Konsulin aber sagte: „Sie müssen Ihre Heimath sehr lieb haben, Frau Anna, da Sie so schön von ihr zu erzählen wissen."

Da erhob Helene Stillfried ihre blauen, schwärmerischen Augen und rief: „O, überall ist's schön, wo wir mit denen zusammen sind, die wir lieb haben!"

Die Zeit sollte kommen, wo diese Worte dem Baron Wolfram wieder lebhaft in's Gedächtniß gerufen wurden.

Einige Minuten später wurde die Konsulin zu ihrem Manne gerufen, und da zugleich auch Frau Helene ein fröhliches Spiel mit dem kleinen Mädchen begann, blieben Frau Sieveking, die Frau des Kapitäns und Baron Wolfram allein.

„Sie sind nachdenklich und traurig, Frau Sieveking," sagte Anna, die das schöne Antlitz der Angeredeten eine Weile stillschweigend betrachtet hatte, „darf man wissen, was an einem so lichten und freundlichen Tage Ihr Herz bedrückt?"

Frau Sieveking blickte auf, als habe man sie aus dem Schlafe erweckt.

„Ich dachte über meinen Traum von heute Nacht nach," antwortete sie. „Sie dürfen mich nicht auslachen, Herr Baron, aber ich habe wirklich einen Traum gehabt, der mich recht beunruhigt."

„Sie glauben doch nicht etwa an Träume?" lächelte Anna.

„Das nicht, aber man kann zuweilen doch nicht umhin, den Eindruck eines besonders lebhaften Traumes auch noch länger zu empfinden. Und dieser Traum hat mich thatsächlich erschreckt. Ich würde dies, außer ihnen Beiden, keinem Andern gestehen. Der Herr Baron v. Eckenburg hat mir bisher so viel Liebenswürdigkeit und Freundschaft erzeigt, daß ich ihn betrachte wie einen jüngeren Bruder, und Sie, Anna, könnten meine älteste Tochter sein. Sie sollen daher meinen Traum hören. Mir war, als wäre ich nicht mehr auf dem Schiffe, als wäre das Schiff verschwunden. Ich sah und hörte Niemand mehr. Die See war todtenstill und dunkel, und ich lag darauf, ganz ruhig und das Gesicht dem Himmel zugekehrt. Ich war nicht ertrunken, fürchtete auch gar nicht zu ertrinken; wie ich aber so emporblickte, da sah ich plötzlich in dem offenen Himmel meine Kinder, die freundlich herabschauten und mir winkten. Dann fühlte ich mich in der Stellung, wie ich lag, aufgehoben; ich schwebte aufwärts, viele, viele Meilen hoch, und die See blieb tief unten zurück. Ich hörte die jubelnden Stimmen meiner Kinder, ich streckte ihnen meine Arme entgegen, und dann wachte ich auf. Ich fühlte die Erschütterungen der Schiffsschraube, ich hörte das gurgelnde Rauschen des Wassers draußen an den Schiffsseiten und ich wußte nun, daß ich mich noch an Bord des ‚Seeadler‘ und nicht im Himmel befand.“

„Ein merkwürdiger Traum!“ rief der Baron.

Anna saß in Sinnen verloren. Dann erschauerte sie leise und richtete sich auf.

„Ich werde mich nie an die See gewöhnen,“ sagte sie, „und nichts soll mich bewegen, noch einmal eine Reise mitzumachen, wenn ich erst von dieser wohlbehalten zurückgekehrt bin.“

— — — — — — — — — — — —

Die Tage vergingen; Baron Wolfram suchte so viel als angängig die Zeit in Anna's Gesellschaft zuzubringen, und so entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen den Beiden. Sie fanden sich in der Morgenfrühe auf Deck, um miteinander die Sonne aufgehen zu sehen; sie saßen in der Tageshitze beieinander unter dem Sonnensegel, lesend, plaudernd, oder Jeder sich schweigend an der Gegenwart des Anderen genügen lassend; sie wandelten in den Abendstunden auf dem einsamen, mondbeglänzten Deck hin und her — aber kein Wort fiel zwischen ihnen, das nicht vor aller Welt hätte bestehen können. Wohl hatte sich in Wolfram's Herzen längst ein Gefühl geregt, das er noch immer Freundschaft nannte, das aber bereits sein ganzes Wesen und Denken beherrschte — er war jedoch ein Ehrenmann; Kapitän Hartroß hatte ihm sein höchstes Vertrauen geschenkt, und dieses Vertrauen war ihm heilig. Es hinderte ihn aber nicht daran, in Anna das liebreizendste Weib zu sehen, das ihm je begegnet war.

Was hatte sie nur bewogen, diesen Mann zu heirathen? Diese Frage hatte er sich schon hundertmal vorgelegt. Er würde aber alle Achtung vor sich selber verloren haben, wenn er zu ihr etwas gesprochen, was der Kapitän nicht auch hätte hören dürfen. Er berührte ihre kleine, weiße Hand nie anders, als mit dem Druck treuer

Freundschaft; er wußte, daß ihr unschuldiges Herz ihm freundlich, aber nur in reiner schwesterlicher Neigung zugethan war.

Eines Abends zeigte sich eine Veränderung im Wetter. Die leichte Brise erstarb, und eine bleierne Windstille legte sich brütend auf die träge See — der Vorbote eines tropischen Wirbelsturmes. Der Baron fing den zweiten Steuermann ab und hörte von dem, daß es „etwas setzen" würde.

Ein Grund zu Besorgnissen war zwar nicht vorhanden, der „Seeadler" hatte schon gar manchen Sturm überstanden, allein dem jungen Manne wurde das Herz schwer, wenn er an Anna dachte. Was würde die Arme in dem bevorstehenden Kampfe der Elemente zu leiden haben, wenn schon das Meer in seiner Ruhe ihr so schrecklich war?

Die Sonne ging blutroth und strahlenlos unter. Die Atmosphäre war zum Ersticken. Kein Lüftchen regte sich.

Die Passagiere irrten beklommen hin und her. Die Stimmung war unruhig und gedrückt. Baron Wolfram bemühte sich, Anna bei Seite zu halten, damit dieselbe die Bemerkungen der Anderen nicht höre.

„Es ist heute ganz anders wie sonst hier auf Deck," sagte sie zu ihm. „Wie dick die Luft ist, und wie häßlich mißfarben der Himmel aussieht! Was soll das heißen? O Herr Baron, ich fürchte mich!"

Er blickte sie an; sie war ganz bleich geworden.

„Aber gnädige Frau, Sie werden sich doch nicht vor einem kleinen Gewitter fürchten?" lächelte er. „Denn weiter wird es nichts."

Aus der dunklen Ferne ließ sich ein dumpf rollender Donner vernehmen. Die junge Frau klammerte sich todtenbleich und zitternd an seinen Arm. Vergebens bemühte er sich, sie zu beruhigen und ihren Sinn auf die grandiosen Naturschönheiten zu lenken, die sich während eines Gewittersturmes auf dem Meere beobachten lassen. Sie bebte wie ein geängstetes Kind und bat ihn nur unaufhörlich, sie nicht zu verlassen.

Plötzlich kam es über die See daher mit heulendem Toben und Kreischen; ein fürchterlicher Windstoß legte das Schiff ganz auf die Seite, der Sturm war entfesselt und schnob mit rasender Gewalt daher, und Baron Wolfram hatte die größte Mühe, die weinende junge Frau über die im Salon herumfahrenden Geräthe und Trümmer bis zu ihrer Kammer zu geleiten. —

Es war ein Kampf auf Leben und Tod, den der „Seeadler" mit dem Wirbelsturme kämpfte. Die Finsterniß war undurchdringlich; nur von der See, deren Oberfläche sich in schäumenden Gischt verwandelt hatte, ging ein gespenstisches, phosphorisches Leuchten aus. Der Wind drückte das Schiff nieder, als läge eine Felswand auf demselben, und trotz des Arbeitens der Schraube schob er es, mit der Breitseite voran, wie ein Spielzeug vor sich her. Nach und nach wurde der Wind schwächer, und nun erhob sich die bisher von ihm gefesselt gewesene See in bergeshohen Wogen. Das Schiff arbeitete fürchterlich; schwere Wassermassen stürzten über den Bug und über die Regeling an Deck und rissen Alles mit sich über Bord, was nicht niet- und nagelfest war. Gleich die erste

Sturzsee zerschmetterte eine Anzahl der in den Davits hängenden Boote. Das grausige Getöse ließ die Herzen der in ihren Kojen liegenden Passagiere zu Eis erstarren. Baron Wolfram dachte an die arme Anna, an ihre Todesangst, und trotz des Befehls des Kapitäns, der den Passagieren untersagt hatte, während des Sturmes auf Deck zu kommen, tastete er sich durch den Salon und drang die Treppe empor. Von dem Steward erfuhr er, daß Frau Hartroß sich in der Kapitänskajüte befinde. Dieser Raum lag ganz vorn unter dem Achterdeck und hatte seinen Eingang direckt vom Hauptdeck aus.

Er schlüpfte auf der Luvseite den Gang zwischen dem Deckhaus und der Regeling entlang, um durch eines der kleinen, vergitterten Fenster in die Kapitänskajüte hineinzulugen, fand aber die Vorhänge geschlossen. Halb stürzend, halb gleitend und von den Sprühwellen durchnäßt kam er bis zum Großmast, von dem der Eingang der Kajüte nur wenige Schritte entfernt war. Als er hier festen Halt gewonnen, schaute er sich um. Die Kajütenthür war offen und in derselben stand Frau Anna, bleich, mit triefendem Gewande und aufgelöstem Haar, ein Bild des Entsetzens. Sie klammerte sich an die Pfosten, um sich bei dem gewaltsamen Rollen und Stampfen des Schiffes aufrecht zu erhalten.

„Erik!" rief sie mit durchdringender Stimme. „Erik! Das Schiff sinkt! Zu Hilfe! Zu Hilfe!"

Der Baron wollte zu ihr eilen; wenn er aber in diesem Augenblick das Tauwerk des Mastes, an dem er sich hielt, losgelassen hätte, wäre er nach der Leeseite

hinabgeschleudert worden. Da aber kam auch schon der Kapitän über das finstere Deck heran.

„Was gibt's?" fragte er, mit der Rechten sich am Thürpfosten haltend. „Was soll dieses Geschrei?"

Seine Stimme klang rauh und unwirsch durch den tosenden Sturm.

Sinnlos vor Angst klammerte sie ihre Arme um seinen Hals. „Wir sinken, Erik!" rief sie. „O Gott, wir sinken!"

„Thorheit!" fuhr er sie an. „Laß das Gewinsel! Du solltest Dich schämen!"

Grelle, zuckende Blitze zerrissen in diesem Moment die schwarze Finsterniß und zeigten dem Baron deutlich das weiße, furchtentstellte Antlitz der jungen Frau und die düsteren Züge des Kapitäns.

„Laß mich jetzt los und geh' in Deine Kabine," fuhr der Schiffer fort. „Du hast nichts zu fürchten; der Sturm wird bald vorüber sein. Ich werde Dir eine der Frauen aus dem Zwischendeck schicken, die kann bei Dir sitzen. — Laß mich los, sage ich! Himmel, wenn die anderen Weibsleute auch alle so verrückt wären! — Laß mich los, hörst Du nicht?"

Eine ungeheure Woge rollte seitwärts heran, das Schiff legte sich weit über, und eine blendende Schaummasse stürzte prasselnd und brausend an Deck. Die junge Frau stieß einen durchdringenden Schrei aus. In demselben Augenblick traf eine zweite, noch größere Woge das Fahrzeug am Buge mit schmetterndem Schlage. Ein Krachen mischte sich in das Tosen der sich über das

Vorderschiff ergießenden Fluthen — der „Seeadler“ hatte sein Bugspriet und einen Theil des übrigen Vorgeschirrs verloren.

„Weib, laß mich los!“ schrie der Kapitän. „Ich muß nach vorn!“

Sie aber klammerte sich nur fester an ihn.

Man hörte die Stimme des Bootsmannes, der nach dem Kapitän rief.

Ganz außer sich vor Zorn und Ungeduld riß der Schiffer die ihn umstrickenden Arme von seinen Schultern und wendete sich mit so heftiger Bewegung ab, daß Anna an Deck niederstürzte. Eine wilde Verwünschung ausstoßend bückte er sich, raffte sie auf und trug sie wie eine Feder in die Kajüte, deren Thür er sodann, wieder heraus tretend, hinter sich abschloß.

Der ganze Vorgang hatte kaum zwei Minuten gedauert, während welcher Zeit der Baron genug zu thun hatte, sich selber auf den Füßen zu erhalten und sich vor den Sturzseen zu wahren. Der Jammer der armen Frau hatte ihn mit tiefem Mitleid erfüllt. Was aber sollte er thun? Er hätte Alles darum gegeben, sich ihr als Tröster nahen zu dürfen, aber das ging nicht wohl an. Wie hätte er es wagen dürfen, in ihre Kabine einzudringen? Er kroch daher in seine Koje zurück, um hier den Anbruch des Tages abzuwarten.

Der Sturm aber wüthete noch den ganzen folgenden Tag, erst am Morgen des dritten Tages ging die Sonne wieder in alter Pracht über der ruhig gewordenen See auf, und die Passagiere konnten der dumpfen Kajüte ent-

rinnen und auf Deck wieder frische Luft schöpfen. Das Schiff war von dem Orkan arg zerzaust worden; das Bugspriet war dicht über dem Vordersteven abgebrochen, und sein Tauwerk schleppte über Bord, und von den weißen, sauberen Booten hingen nur noch wenige in den Davits.

Kapitän Hartroß stand bei dem auf dem Achterdeck befindlichen zweiten Kompaß, umgeben von einigen der Damen.

„Wie ich höre, Herr Kapitän, ist Ihrer Frau in der vorletzten Nacht ein Unfall zugestoßen," sagte Frau Sieveking mit gemessener Betonung. „Ist dies wahr?"

„Wollen Sie mir zunächst sagen, wer solche müßigen Geschichten hier an Bord verbreitet?" lautete die barsche Gegenfrage.

„Wenn die Geschichte müßig und unbegründet ist, dann soll's mich freuen," fuhr die Dame fort. „Meine Zofe will mit eigenen Ohren gehört haben, daß Frau Hartroß ängstlich gejammert und auch geweint habe, als litte sie körperliche Schmerzen."

„Meine Frau ist ein Wesen, das weder Vernunft, noch Muth, noch Selbstbeherrschung besitzt. Kann ich dafür, daß sie sich wie ein Kind benimmt, wenn der Wind weht, und ein wenig Seegang steht?"

„Sie hätten zu mir schicken oder Jemand bei ihr sitzen lassen sollen, der's gut mit ihr meint."

„Wollen Sie damit sagen, Madame, daß ich es mit meiner Frau nicht gut meine? Man kann es sehr wohl mit Jemand gut meinen, ohne Alles, was er thut, gut zu heißen."

„Ihrer armen Frau Furcht vor der See ist etwas, das sie niemals wird überwinden können. Es ist unverantwortlich und grausam, sie zwingen zu wollen."

„Sie reden hier an Deck meines Schiffes sehr freimüthig, Madame," sagte der Schiffer ruhig, aber ganz bleich vor Zorn.

„Ich rede nur die Wahrheit," entgegnete Frau Sieveking. „Wo aber ist Frau Hartroß? — Ah, guten Morgen, Herr Baron! Bitte, geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen unsere liebe Kapitänsfrau suchen gehen."

Baron Wolfram, der soeben auf Deck gekommen war, that, wie ihm geheißen. Sie gingen hinunter in den Salon und von dort zur Kabine der Gesuchten. Frau Sieveking trat hinein, während der junge Mann sich in den Salon zurück begab. Gleich darauf erschien Anna am Arm der älteren Dame. Sie sah bleich und angegriffen aus. Matt lächelnd reichte sie dem Freunde die Hand. Der Baron, der an die Scene in der Sturmnacht zurückdenken mußte, konnte kein Wort hervorbringen.

Unter Führung der Frau Sieveking erschienen sie wieder auf Deck und unter dem Sonnensegel, welches die Matrosen inzwischen über dem Achterdeck ausgespannt hatten.

Vorn wurde eifrig an der Ausbesserung der angerichteten Beschädigungen gearbeitet, man bekam daher den Kapitän während des ganzen Tages kaum zu sehen.

Als der Baron am folgenden Vormittage auf Deck herumschlenderte und dabei an der Luke zum Maschinenraum vorüber und in die Nähe des Kartenhäuschens kam,

stand plötzlich der Kapitän vor ihm. Ein ungewöhnlicher Ausdruck der Sorge und Unruhe lag auf dem Antlitz des Seemannes.

„Guten Morgen, Kapitän Hartroß,“ sagte Eckenburg. „Wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“

„Wie immer, gut, soviel ich weiß,“ antwortete der Schiffer. „Ich bin die ganze Nacht auf Deck gewesen.“

„Aber warum? Das Wetter war schön — ist die Gegend des Oceans hier gefährlich?“

„Hoffentlich nicht. Indessen —“

Der erste Offizier unterbrach ihn. Derselbe hatte eine eilige Meldung zu machen, und der Kapitän trat mit ihm auf die Seite. Es entging dem Baron nicht, daß etwas sehr Ernstliches im Werke sein mußte. Konnte dem Dampfer eine Gefahr drohen? Er blickte über die Regeling. Die See lag blau und ruhig, und ebenso ruhig breitete sich der Himmel drüber her. Ganz in der Ferne, am Horizont, gewahrte er, im Blau verschwimmend, einige Inseln. Der Schlag der großen Maschine ging so regelmäßig wie der Pulsschlag eines Menschenherzens — der „Seeadler“ durchfurchte so ruhig und stolz wie immer die schweigende Fluth.

Da ergriff der erste Offizier in hoher Aufregung des Kapitäns Arm, zu gleicher Zeit nach den Inseln hinüber deutend.

„Dort ist der Beweis!“ rief er. „Das ist die Insel Santa Teresa, von der wir hundert Meilen entfernt sein müßten!“

Der Schiffer stieß einen Fluch aus.

„Sie haben Recht," sagte er dumpf. „Wir müssen nun sehen, wie wir uns aus der Klemme ziehen."

Der erste Offizier ging in's Ruderhäuschen, welches sich auf der Brücke vor dem Schornstein befand, und Kapitän Hartroß blieb am Fallreep allein. Der Baron näherte sich ihm.

„Sie schauen d'rein, als ob Sie etwas bedrückte, Kapitän," sagte er. „Ist's unbescheiden, wenn ich Sie nach dem Grund Ihrer Verstimmung frage?"

Der Schiffer sah ihn an, dann legte er ihm seine schwere Hand auf die Schulter. „Herr Baron," erwiederte er, „Ihnen will ich's anvertrauen. Der vorgestrige Sturm hat uns hundert Meilen und darüber aus unserem Kurse verschlagen. Das wäre nun an sich nicht schlimm, aber wir sind in die Nähe des Tschagos-Archipels gerathen."

„Das sind die Inseln dort drüben?" fragte Eckenburg.

Der Schiffer nickte.

„Auf den Kurs kämen wir wohl bald wieder," fuhr er fort, „das ist's nicht. Dieser Theil des Indischen Oceans aber ist nur wenig befahren, wegen der Korallenriffe, die sich hier unter dem Wasser befinden und weithin erstrecken. Die Karten sind in Bezug auf diese Gegend sehr ungenau, um so mehr, als hier neuerdings wiederum einige Riffe entdeckt wurden, die sich innerhalb weniger Jahre gebildet haben müssen. Man nannte mir besonders die Insel Santa Teresa, in deren Nähe die gefährlichsten und am weitesten verzweigten Riffe liegen sollen. Berührt der Dampfer eines der Riffe, dann ist's aus mit ihm. Seit sechsunddreißig Stunden lasse ich bereits ununter-

brochen lothen. Die Gefahr ist groß, ich mache kein Hehl daraus. Ich bitte Sie aber, noch Schweigen darüber zu bewahren, Herr Baron; es ist noch Zeit genug, zu den Passagieren davon zu reden, wenn das Schlimmste eingetreten ist."

„Weiß Ihre Frau bereits davon?" fragte Eckenburg.

Ein bitterer Schmerz durchzuckte das Gesicht des Kapitäns.

„Nein," sagte er, „noch nicht. Sie fürchtete sich mit Recht vor dieser Reise. Nehmen Sie sich ihrer an, wenn dem Schiff und mir etwas zustoßen sollte, Herr Baron! Bis dahin aber zeigen Sie den Passagieren ein unbefangenes Gesicht. Und nun entschuldigen Sie mich wohl, der Dienst ruft mich."

Eckenburg begab sich auf das Achterdeck. Er ging wie im Traume. Er hörte es am Schlage der Schraube, und auch an den im Wasser vorüberziehenden Schaumblasen sah er's, daß das Schiff seine Geschwindigkeit ganz erheblich vermindert hatte.

Er konnte es nicht glauben, daß die Gefahr so groß sei. Alles sah ja so ruhig, so heiter aus, und das große, feste Schiff, eine Welt voll hundertfältigen Lebens, erschien ihm so sicher, so zuverlässig fast wie der Erdball selber.

Frau Sieveking begrüßte ihn zuerst; sie erzählte ihm mit Thränen in den schönen Augen, daß heute der Geburtstag eines ihrer Kinder sei, trotzdem aber wäre ihr seltsam beklommen um's Herz. Der Konsul Schlicht saß im Kreise seiner fröhlichen Familie, die Stillfrieds steckten

kichernd die Köpfe zusammen, und Frau Wanner hielt ihren Gatten wie immer durch verderbendrohende Blicke in respektvoller Entfernung.

Frau Anna hatte sich ihren Platz wieder an Frau Sieveking's Seite ausgesucht und schaute entzückt hinüber nach der nächsten Insel, auf der die üppige grüne Vegetation im Sonnenglanze deutlich zu erkennen war.

Der Baron hatte sich soeben in seinen Stuhl niedergelassen, als er plötzlich wieder emporschnellte.

Ein markdurchbohrendes Knirschen erschütterte den Schiffskörper, als würde er über scharfes Gestein geschleift; der Dampfer lehnte sich erst stark nach backbord, dann nach steuerbord über, und sein Lauf schien gehemmt; abermals ein lang anhaltendes, dumpfes, knarrendes Knirschen, dann ein leichter Ruck, und ruhig, wie zuvor, verfolgte das Fahrzeug seinen Weg. Die Passagiere starrten einander an, einige erschrocken, andere verwundert, einige bleich, andere lächelnd. Eckenburg's Blick suchte den Kapitän; er sah denselben hastig in der vorderen Luke verschwinden, unmittelbar gefolgt von den Steuerleuten. Was der Schiffer gefürchtet hatte, war schnell genug eingetroffen — der „Seeadler" war auf die tückischen Korallenriffe von Santa Teresa gestoßen.

Von einem Unfall aber war nichts zu bemerken.

„Das wird ein Sägefisch gewesen sein, der sein Handwerk an dem Schiff auszuüben versucht hat," bemerkte einer der Passagiere scherzend.

Die Damen fragten sich, was das für ein Geräusch gewesen sein könne, als aber Niemand Antwort wußte,

vergaßen sie es wieder. Nur Frau Sieveking war ernstlich besorgt.

„Wenn ich's nicht für unmöglich halten müßte," sagte sie zu dem Baron, „so würde ich behaupten, daß wir einen Felsen gestreift hätten. Ich habe ein ähnliches Geräusch bereits einmal auf einer früheren Reise vernommen und habe es seitdem nie vergessen können."

Anna saß wie erstarrt.

„Was war das, Herr Baron?" fragte sie mit stockendem Athem. „Mein Gott, wie zitterte das Schiff! Kann das von der Maschine ausgegangen sein?"

„Man scheint die Schraube schneller gehen zu lassen," antwortete Eckenburg, dessen Befürchtungen wieder zu schwinden begannen. Wenn das Schiff beschädigt worden wäre, dann müßte man jetzt schon etwas davon gemerkt haben. Nirgends zeigte sich etwas Ungewöhnliches; die Passagiere plauderten und lachten, und die Kinder spielten ruhig weiter.

Eine Viertelstunde später sah er den Zimmermann und einige Maschinisten in den Raum hinabsteigen; dann machte sich die Mannschaft daran, eine Anzahl Ballen, Fässer und andere Stücke der Ladung aus der Großluk an Deck zu schaffen. Die Leute arbeiteten hastig und mit ernsten Gesichtern.

„Was hat das zu bedeuten?" fragten einige Passagiere den vorübereilenden Bootsmann.

„Reparaturen vorn im Raum," antwortete der Mann kurz.

„Ach so," sagten die Passagiere, ohne sich viel dabei zu denken.

Nach einiger Zeit schallten Hammerschläge aus dem Raume herauf und zugleich wurden die Dampfpumpen in Thätigkeit gesetzt, welche ununterbrochen Ströme weißen Wassers über das mittlere Deck ergossen.

Das Schiff setzte ohne Aufenthalt seinen Weg fort.

Das Mittagsmahl wurde wie gewöhnlich eingenommen, nur fehlte heute der Kapitän bei der Tafel. Er hatte im Raum bei den Reparaturen zu thun, wie der Steward sagte.

Der Tag verging, der Abend kam, und die Arbeiten im Raum schienen beendet zu sein. Nur das Pumpen hörte nicht auf. Seit einigen Stunden schon hatte Baron Eckenburg sich vergeblich bemüht, den Kapitän zu Gesicht zu bekommen. Endlich gewahrte er ihn vorn auf der Back, wo derselbe am Steven hinunter in's Wasser blickte. Er wartete, bis der Schiffer herabkam, dann trat er ihm mit fragendem Blick in den Weg.

„Schlimm,“ sagte der Kapitän lakonisch.

„Ich weiß, wir haben das Riff gestreift.“

„Ja, und ein Leck.“

„Ich habe die Mannschaft den ganzen Tag über arbeiten hören.“

„Wir thaten, was in unserer Macht lag, ich fürchte aber, daß die Katastrophe nicht abzuwenden sein wird. Verlassen Sie meine Frau nicht, Herr Baron, wenn's zu Ende geht.“

„Das verspreche ich Ihnen, Herr Kapitän, sofern ich selber am Leben bleibe. Sagen Sie mir nur, was wir zu erwarten haben.“

„Der ‚Seeadler‘ hat aller Wahrscheinlichkeit nach seine letzte Fahrt gemacht. Das Leck ist unten neben dem Kiel, wir haben's so gut als angängig verstopft, solch' einem eisernen Schiffe ist aber nicht viel zu helfen, wenn die Platten in einer Länge von beinahe zehn Metern abgerissen sind. Wir müssen's abwarten. Man thut seine Pflicht — das Schicksal sorgt für das Uebrige. Aber ich habe Ihr Wort, Herr Baron."

Um Mitternacht wurden die Passagiere wieder durch ein Hämmern und Poltern im Raume aus dem Schlafe geweckt.

„Es ist wirklich unverantwortlich von dem Kapitän," murrte einer derselben verdrossen, „daß er solche lärmenden Arbeiten nicht am Tage verrichten läßt! Man müßte sich darüber eigentlich bei der Rhederei beschweren!"

Einige Andere pflichteten dem bei, und dann schlief Alles wieder ein. Wer konnte auch an Gefahr denken, wenn die Sterne traulich und friedlich auf den spiegelglatten Ocean herabblinkten, und der Wind mit schmeichelndem Hauch in die geöffneten runden Fenster der Kammern herein spielte?

Baron Wolfram aber wanderte ruhelos auf Deck umher. Er schaute durch die Luke hinab in den Raum. Dort unten, in der durch einige trübe Laternen beleuchteten Finsterniß arbeiteten die Leute wie in dem Schacht eines Bergwerks, schweigend und mit bleichen Gesichtern.

Ein alter, grauhaariger Seemann warf sein Brecheisen von sich.

„Das ist alles umsonst, Kapitän," sagte er. Er stand

bis zu den Hüften im Wasser. „Je mehr wir zu stopfen suchen, desto mehr thut es sich auf. Menschenarbeit hilft hier nichts mehr."

4.

Hell flammte das Frühroth im Osten auf. Die emporsteigende Sonne übergoß die graue Meeresfluth mit flüssigem Golde. Am Himmel zeigte sich kein Gewölk. In weiter Ferne lag ein Eiland auf dem Wasser. Alles athmete Frieden, als ob es gar keine Gefahr in der Welt gäbe.

Die Passagiere schliefen noch, nur Eckenburg befand sich auf Deck.

Bleich und mit finster zusammengezogenen Augenbrauen kam der Kapitän aus der Großluk herauf.

„Es ist vorbei," sagte er zu dem Baron mit der heiseren Stimme eines gänzlich erschöpften Mannes. „Wir können das Leck nicht stopfen. Das Fahrzeug sinkt."

Unwillkürlich warf Eckenburg einen Blick um sich, über die stille, goldig funkelnde Wasserfläche. Also unterhalb dieses Friedens, dieser Pracht, ganz nahe, lauerte der Tod!

„Kann es denn möglich sein?" fragte er.

Der Kapitän nickte.

„Ich sehe keine Rettung," sagte er. „Wir haben sechs Fuß Wasser im Raum; die sogenannten wasserdichten Abtheilungen lassen das Wasser durch wie Siebe. — Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen. Fast alle Frauen an Bord haben Jemand, der sich ihrer annimmt. Meine

arme Anna aber wird in der Stunde der Gefahr ganz verlassen sein, denn mich hält meine Pflicht auf der Kommandobrücke. Sie haben weder Weib noch Schwester hier, Herr Baron — wollen Sie meiner Frau beistehen?"

„Ja," antwortete Eckenburg mit stockender Stimme. „Aber ist denn gar keine Hoffnung mehr? Wir haben doch die Boote —"

„Nein, nicht mehr. Ich gab Befehl, daß es verheimlicht bleiben sollte, so lange es anging. Bei dem letzten Sturme sind die Boote zum Theil weggeschlagen, zum Theil unbrauchbar geworden, alle, bis auf eins .... bis auf ein einziges! Meine Frau muß in dies Boot — ich habe Ihr Wort, Herr Baron!"

„Das haben Sie," antwortete Eckenburg, dessen Herz bei der letzten Eröffnung fast zu Eis erstarrt war.

Hartroß wendete sich ab und schaute über die Regeling in's Wasser. Dann fuhr er fort: „Ich werde nun alle Mann an Deck rufen, auch die Passagiere. Die Dampfverbindung mit den Pumpen hat versagt, jetzt muß Jeder heran, der Arme hat."

Damit ging er nach vorn. Eine Minute später wimmelte das Deck von Menschen.

Kapitän Hartroß traf seine Anordnungen mit ruhiger Festigkeit. Nicht ein Schatten von Erregung lag jetzt auf seinen eisernen Zügen; seine Stimme war klar, sein Blick kühl und durchdringend, sein Schritt schnell und entschieden.

Die Passagiere der ersten Kajüte erschienen einer nach dem andern mit todtenbleichen Gesichtern auf dem Achter-

deck. Sie hatten das Gerücht von der bevorstehenden Katastrophe vernommen, aber noch wußten sie nicht, wie weit dasselbe der Wahrheit entsprach.

Frau Sieveking eilte auf den Baron zu.

„Ich bin auf Alles gefaßt," flüsterte sie. „Verhehlen Sie mir nichts. Ist die Gefahr wirklich so groß?"

„Der Kapitän sagt, daß das Schiff verloren sei."

„O meine Kinder!" stöhnte sie leise. „Das also war mein Traum. Ich werde meine Lieblinge nie wiedersehen!"

„So lange wir noch leben, dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben," entgegnete Eckenburg mit einer Betonung, die zuversichtlich klingen sollte.

„Nein, nein, ich fühl's, es ist keine Hoffnung mehr! O meine armen Kinder!"

Sie trat auf die Seite und blickte mit krampfhaft gefaltenen Händen auf das im Sonnenlicht erglänzende Meer hinaus.

„Die Pumpen schaffen's nicht mehr," sagte der Konsul, der sogleich die ganze Größe der Gefahr erkannt hatte. „Das Schiff ist bereits mehrere Fuß tiefer."

Seine Lippen zuckten, aber nicht aus Furcht. Er schaute auf seine Frau und auf seine Kinder. Eines der Letzteren saß auf dem Arm der Mutter, das andere hing an ihrem Kleide. Die arme Frau sah den Baron mit einem Blicke an, der diesem in's Herz schnitt.

„Die Kinder fürchteten sich vor dem ungewöhnlichen Lärm, und deshalb brachte ich sie mit herauf," sagte sie, mit bleichen Lippen lächelnd.

„Geh' mit den Kleinen wieder hinunter, Elisabeth," sagte der Konsul, „und gib ihnen etwas zu essen."

Sie gehorchte und entfernte sich ruhig.

Der junge Stillfried erschien mit schreckensstarren Augen.

„Ist's denn wahr?" rief er athemlos. „Müssen wir untergehen? Meine Frau auch? Gibt's denn keine Rettung mehr?"

Damit rannte er nach vorn.

Eine Hand legte sich auf Eckenburg's Arm, er blickte sich um und sah in das liebliche, bleiche Antlitz Derjenigen, bei der alle seine Gedanken weilten, die seinem Schutze befohlen war.

„Herr Baron," sagte sie leise und voll Angst, „sagen Sie mir, was hier an Bord vorgeht. Mein Mann ist seit mehr als dreißig Stunden auf Deck, und als ich ihn vorhin fragte, gab er mir keine Antwort. Was ist's, warum sind die Leute so verstört?"

Ehe er noch eine Erwiederung gefunden hatte, las sie die ganze Wahrheit bereits in seinen Zügen.

Sie stieß einen Weheruf aus.

„Wir sind verloren! O, ich hatte wohl Grund, mich vor der See zu fürchten! Und doch — das Schiff geht vorwärts, und das Wasser ist so ruhig — da muß noch Rettung möglich sein!"

„Gnädige Frau," sagte Eckenburg, „bitte, hören Sie mich an. Das Schiff ist in Gefahr, in großer Gefahr; Ihr Mann, der Kapitän, hat mir dies anvertraut, ja, er hat Sie selber in meine Obhut gegeben. Ich bitte

Sie nun, seien Sie muthig und gefaßt; ich bin gewiß, daß es mir vergönnt sein wird, Sie zu retten."

„Ach ja, retten Sie mich vor der tückischen, grausamen See!" flehte sie zitternd, ihr thränenüberströmtes Antlitz zu dem seinen emporrichtend und seine Hände erfassend. „Wenn das Schiff in so großer Gefahr ist, dann denkt mein Mann nicht mehr an mich, dann denkt er nur an sein Fahrzeug und an seine Pflicht!"

„Er hat aber bereits an Sie gedacht," sagte Eckenburg. „Ich habe Ihrem Mann versprochen, Ihnen beizustehen, und ich werde diesem Versprechen bis zu meinem letzten Athemzuge treu bleiben."

„Vielleicht werde ich nicht so muthig sein, als Sie es verlangen," versetzte sie ruhiger. „Es wäre leichter gewesen, im Sturme unterzugehen, als in diesem heiteren Sonnenschein. Wollen Sie mir sagen, wodurch der Dampfer in eine solche Lage gekommen ist?"

Er erzählte ihr Alles, was der Kapitän ihm mitgetheilt hatte.

„O mein Gott!" murmelte sie mit bleichen Lippen. „Aber wann — wann wird der Augenblick kommen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es bleibt uns noch immer Zeit zur Hoffnung. Noch sind wir nicht schiffbrüchig; vielleicht finden sich noch Mittel und Wege zur Rettung."

„Vielleicht," wiederholte sie. „Und warum nicht? Ich sehe so viel tüchtige und erfahrene Männer an Bord — sollten die nicht doch noch einen Ausweg finden? . . . Ist das Ertrinken ein schwerer Tod, Herr Baron?"

„Man behauptet das Gegentheil. Nach dem ersten, kurzen Ringen soll man in einen traumartigen Zustand verfallen, der Einem die ganze Vergangenheit vorführt und durchaus nicht unangenehm sein soll."

„Sie versprechen mir also in meiner Nähe zu sein, wenn wir versinken?"

In diesem Augenblicke kam eines der Kinder des Konsuls herbeigelaufen und ergriff Anna's Hand.

„Kommen Sie doch, bitte, zu Mama," bat das Kind. „Mama weint so sehr, und ich weiß gar nicht, wie ich sie beruhigen soll!"

„Ja, gehen Sie," drängte Eckenburg sanft. „Seien Sie muthig. Ich will jetzt vorn beim Pumpen helfen. Nachher komme ich wieder zu Ihnen."

Anna ging mit dem Kinde hinunter.

Der zweite Steuermann kam vorüber.

„Nun?" fragte der Baron. „Wie sind die Aussichten?"

„Wir haben gar keine Aussicht," sagte der Seemann. „Das Pumpen nützt nichts mehr. Wir haben vorn acht Fuß Wasser im Raum. Der Kapitän sprach schon davon, daß er mit den Passagieren reden müßte."

„Und welcher Ansicht sind Sie, Steuermann?"

„Ich sage nur: Gott sei uns gnädig! Weiter ist überhaupt nichts mehr zu sagen."

— — — — — — — — — — — —

Stunde auf Stunde verrann, aber es zeigte sich weder ein helfendes Schiff noch sonst eine Aussicht auf Rettung. Die Mannschaft arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung im Raume, um mit den Ballen und anderen Be-

standtheilen der Ladung das Leck zu verschließen, allein Alles war umsonst; die an den Pumpen stehenden Passagiere erschöpften ihre Kräfte, bis sie fast umsanken, aber das Wasser stieg stetig Zoll um Zoll, und Fuß um Fuß im Raume. Es drang in den Maschinenraum, es verlöschte die Feuer, und das Schiff stellte seine Fahrt ein.

Die Passagiere der ersten Kajüte hatten sich im Salon eingefunden und erwarteten den Kapitän, der sie hier mit der Lage des Schiffes und den zu ergreifenden äußersten Maßregeln bekannt machen wollte. Er erschien, ruhig und gemessen wie immer, und mit klarer, fester Stimme eröffnete er der bleichen Schaar, daß der „Seeadler" von dem Cyklon aus seinem Kurse verschlagen worden sei und auf einem in der Karte nicht verzeichneten Riff ein Leck erhalten habe. Von Seiten der Schiffsleitung und der Mannschaft sei Alles geschehen, was nur irgend möglich gewesen, aber umsonst. Das Schiff könnte sich nur noch wenige Stunden über Wasser halten, dann müsse es wegsinken. Er habe, als er die Vergeblichkeit der Rettungsanstalten erkannt, das Schiff gewendet, um dasselbe, wenn möglich, auf einer Insel des Tschagos-Archipels auf den Strand zu bringen; auch dieses sei vereitelt worden, da die Maschine zu arbeiten aufgehört habe. Der Sturm habe nur ein einziges Boot übrig gelassen, dagegen aber sei die Mannschaft gegenwärtig beschäftigt, einige Flöße herzurichten. Die Aussichten auf Rettung aber seien gering, da wieder Sturm in Aussicht stehe.

„Unser Leben steht in des Höchsten Hand," so schloß er seine Eröffnung. „Der Tod ist uns Allen einmal ge-

wiß, mag er nun früher oder später kommen. Das Schiff ist verloren und es bleibt uns nichts mehr, als unserem Schicksal mit Fassung entgegen zu gehen."

Damit ging er wieder auf Deck.

Jetzt entstand eine Scene, die nicht mit Worten beschrieben werden kann. Männer rissen ihre Frauen und Kinder an sich, verzweiflungsvoll, stumm und mit wild herumirrenden Blicken; Mütter drückten unter lautem Wehegeschrei ihre Kleinen an die Brust; Einige starrten dumpf und abwesend vor sich hin, Andere erhoben wie wüthend die geballten Hände empor, noch Andere eilten in rasender Eile auf Deck, um sich noch rechtzeitig einer Rettungsboje zu bemächtigen.

Helene Stillfried umklammerte ihren Gatten. „Ich glaub's nicht," rief sie, „ich kann's nicht glauben! Es ist nicht wahr, was der Kapitän uns gesagt hat! Es kann ja doch nicht wahr sein!"

Frau Schlicht, die Konsulin, lehnte still ihren Kopf an des Gatten Brust.

Anna Hartroß näherte sich unhörbar dem Baron, der am Fuße der Treppe stand. „Sie werden Ihr Versprechen nicht vergessen und mich in Ihrer Nähe sterben lassen," flüsterte sie.

Statt der Antwort drückte der junge Mann ihr schweigend die Hand. Dann eilte er auf Deck.

Frau Sieveking nahm die Zurückbleibende in ihre Arme.

— — — — — — — — — — — —

Die Pumpen wurden noch immer im Gange erhalten,

obgleich die Leute, die dabei beschäftigt waren, die Nutzlosigkeit ihrer Arbeit sehr wohl erkannten.

Ein seltsames, unheimliches Schweigen herrschte auf dem von Menschen wimmelnden Deck. Man hörte nichts als den müden Schlag der Pumpen und das Plätschern des durch die Speigaten in die See rinnenden Wassers. Die See lag glatt, kein Lufthauch regte sich, am Horizonte aber zog dunkles, schweres Gewölk herauf.

Jetzt vernahm man des Schiffers eherne Stimme. Er befahl dem Zimmermann, das Wasser im Schiff zu messen. Es stellte sich heraus, daß die Fluth im Raume jetzt stündlich um zwei Fuß stieg.

Das Pumpen wurde eingestellt.

„Alle Mann achteraus!" rief der Kapitän von der Steuerbordseite des Achterdecks.

Die Matrosen kamen nach hinten und versammelten sich vor dem Deckhause.

Einige von ihnen waren bärtige Gesellen in reiferen Jahren, Andere waren noch ganz jung; ihre Bekleidung war verschieden; hier sah man ein rothes Hemd, da ein weißes, dort wieder ein blaues; die Meisten trugen die Aermel aufgestreift und auf ihren Armen gewahrte man allerlei blaue, tättowirte Zeichen, Bilder und Sprüche; Einige trugen Seestiefel, Andere wiederum gingen barfuß. Das Sonnenlicht schien hell auf ihre Gesichter, die bleich und hohl und angegriffen aussahen infolge der Schlaflosigkeit und der langen, angestrengten Arbeit.

„Leute," sagte der Kapitän, „ich hatte gehofft, den Dampfer, leck wie er ist, auf eines der Tschagos-Eilande

rennen zu können, aber das ist nun nicht mehr möglich. Die Maschine hat versagt, und die Segel sind in dieser Windstille nichts nütze. Ehe aber das Wetter dort heraufkommt, ist das Fahrzeug weggesackt. Es ist ein Wunder, daß wir den eisernen Kasten noch so lange über Wasser zu halten vermocht haben. Jetzt aber geht's zu Ende, in einer Stunde wird der ‚Seeadler‘ zu existiren aufgehört haben. Wir haben siebenundneunzig Passagiere an Bord, an deren Rettung zuerst zu denken ist. In dem Boot, das uns geblieben ist, finden dreizehn Personen Platz, zwei Mann von euch und elf Frauen. Die Flöße werden dreißig Personen fassen — auch hier muß zuerst an die Frauen und Kinder gedacht werden. Ihr seid deutsche Seeleute und kennt eure Pflicht. Erst wenn die Frauen untergebracht sind, kommen die Männer an die Reihe. Wer sich widerrechtlich vordrängt oder sonst gegen die Disziplin handelt, wird von mir oder von meinen Offizieren niedergeschossen. Einige von uns werden mit dem Schiffe zu Grunde gehen müssen — einen Tod können wir nur sterben, Leute — laßt uns als wackere Männer und als rechte und treue Seeleute von hinnen gehen!“

Etwa die Hälfte der Matrosen brachte dem Kapitän ein kräftiges, todesmuthiges Hurrah, und dann ging es an das Aussetzen des Bootes und der Flöße.

Alles ging ruhig und in bester Ordnung vor sich, nur einer der Zwischendeckspassagiere, ein junger, kräftiger Mensch, bahnte sich gewaltsam einen Weg durch den Haufen der an der Regeling stehenden jammernden Weiber, um sich einen Platz auf einem der Flöße zu sichern.

Der erste Offizier erhob seinen Revolver und gebot ihm, zurückzubleiben; der vor Furcht halb wahnsinnige Mensch aber hörte nicht, sondern schwang sich auf die Regeling. Noch einmal rief der Offizier ihm zu, herabzukommen, dann krachte ein Schuß, und der Widerspenstige stürzte, in den Kopf getroffen, rücklings in's Wasser.

Die Erste, die in das Boot hinabgelassen wurde, war Frau Wanner. Ihr Gatte kramte in seiner Kabine herum, um seine Habseligkeiten zu retten; die Todesgefahr hatte ihm fast den Verstand geraubt. Ihr folgte Frau Sieveking; dann kam Frau Stillfried. Der Blick, den dieselbe auf ihren zurückbleibenden Gatten richtete, war herzbrechend.

Dann kam der Ruf: „Platz für unsere Kapitänsfrau!"

Die Matrosen schoben den an der Regeling stehenden Baron Eckenburg auf die Seite, Anna aber drängte sich an denselben heran.

„Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht!" bat sie todtenbleich und zitternd.

„Ich vergesse es nicht," antwortete der junge Mann.

Dann wendete sie sich zu dem Kapitän, der herzugetreten war.

„Leb' wohl, Erik," sagte sie. „Leb' wohl!"

Der Kapitän aber hatte nur Augen für das Rettungswerk. Sie kehrte ihm ihr Antlitz zu, wie zu einem letzten Kuß. Er aber achtete nicht darauf. Aufschluchzend trat sie zurück.

„Laßt eine Andere an meiner Stelle in's Boot gehen," sagte sie. „Mir liegt nichts daran, gerettet zu werden."

Da sprang Eckenburg herzu. Er ergriff sie, hob sie über die Regeling und ließ sie in die emporgestreckten Hände der im Boot harrenden Matrosen hinabgleiten, die sie zu Frau Sieveking's Füßen niedersetzten. Andere Damen folgten. Ein Platz war noch frei. Der Baron drang in Frau Schlicht, ihn einzunehmen; diese aber schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Ich bleibe, wo mein Mann bleibt," sagte sie. „Ich nehme meine Kinder in die Arme, und mein Mann umfängt uns Alle, so daß der Tod uns vereint findet."

Das Boot war voll und stieß ab.

„Haben sie Aussicht, davonzukommen?" fragte Eckenburg den zweiten Steuermann, der in seiner Nähe stand

„Ich fürchte, nein," antwortete dieser. „Das Eiland dort wäre ja wohl zu erreichen, aber ich glaube nicht, daß sie werden landen können, wegen der Brandung und der Riffe."

Nach und nach schoben auch die Flöße ab, die alle mit Menschen überfüllt waren. Es war ein trauriger, trostloser Anblick, alle diese Schiffbrüchigen der fernen Insel zustreben zu sehen, während zugleich das Unwetter immer drohender heraufzog. Das Auge des Kapitäns blickte den langsam in die See Hinaustreibenden düster nach.

Gegen dreißig Menschen blieben auf dem sinkenden Schiffe zurück. Die Pumpen gingen unaufhörlich, bis zum letzten Augenblick. Konnte doch in der letzten Minute noch ein rettendes Schiff in Sicht kommen. Eckenburg arbeitete, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Dann kam

die Katastrophe, plötzlich, blitzschnell. Die das Leck theilweise verschließenden Ballen mußten nachgegeben haben, ein tosendes Gurgeln wurde im Raume gehört, und noch ehe man Zeit gewann, die Gedanken darauf zu richten, war das gewaltige Schiff wie ein zerbrochener eiserner Topf in die Tiefe gesunken.

Als Wolfram v. Eckenburg wieder zu sich kam, trieb er auf einem kleinen Floß auf dem weiten Ocean, der sich bereits in unruhigen Wogen erhoben hatte. Er fühlte sich von einem starken Arm umschlungen und gewahrte aufblickend neben sich den zweiten Steuermann.

„Ich fürchtete schon, daß Sie die Augen nicht mehr aufthun würden," sagte der wackere Seemann. „Hier, nehmen Sie einen Schluck. Es war noch ein Glück, daß ich an die Flasche dachte, ehe der Kasten wegsackte."

„Wie komme ich auf das Floß hier?" fragte der Baron, sich aufrichtend.

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete sein Gefährte. „Ich hatte mir das Ding gestern schon zurecht gezimmert und hinten am Heck aufgehängt, wo es Niemand sah. So kam es mir heute gerade zu paß. Als ich aus dem Wirbel auftauchte, sah ich den Kapitän neben mir treiben; er hatte eine kurze Spiere gefaßt, die ihn aber nicht tragen konnte. Ich rief ihm zu, zu mir auf das Floß zu kommen. Er hätte es auch wohl gethan, da aber tauchten Sie bei uns auf. ‚Nehmt den Baron zu Euch, Steuermann,' sagte er, ‚ich bleibe, wo der ‚Seeadler' geblieben ist.' So faßte ich nach Ihnen und zog Sie auf's Floß. Der Kapitän aber ging unter und kam nicht wieder empor.

Er war ein braver Mann. — Aber halten Sie sich fest, Herr Baron, daß Sie nicht herabgewaschen werden."

Es wurde finster, der Wind machte sich immer stärker auf, und ein schwerer Regen goß herab.

„Haben Sie das Boot gesehen?" fragte Eckenburg nach einer Weile. Er mußte sich um Leib und Leben an die Bretter des Floßes klammern, und die über ihn herstürzenden Wogen ließen ihm kaum Zeit zum Athmen.

„Vor einer halben Stunde war es drüben in Lee noch zu sehen," sagte der Steuermann. „Es hielt gerade auf das Eiland zu. Auch uns treibt die Strömung nach der Richtung. Gott geb's, daß sie uns nicht vorbei führt."

„Was würde dann aus uns?"

„Das ist leicht zu sagen; entweder erreichten wir eine der anderen Inseln, oder ein Schiff nähme uns auf, oder aber wir verhungerten oder —"

„Ich habe dem Kapitän versprechen müssen, seiner Frau beizustehen. Das Versprechen habe ich gehalten, indem ich sie in's Boot hinabließ. Der Frau aber gab ich die Zusage, in ihrer Nähe zu sein, wenn's an's Sterben ginge. Ich fürchte jedoch, daß ich dabei etwas voreilig gewesen bin."

Der Sturm nahm zu, und die Lage der Schiffbrüchigen wurde immer gefährlicher. Ein Zerreißen des Floßes war nicht zu fürchten, dazu hatte es der erfahrene Seemann zu fest zusammengefügt, die Wogen warfen dasselbe aber so wild umher, daß der Steuermann erst den Baron und dann sich selber fest an die Planken binden mußte, damit die Fluthen sie nicht herabspülen konnten. Dabei

aber blieben sie fortwährend der Gefahr ausgesetzt, in den über sie hereinbrechenden Wassermassen zu ertrinken.

Unter solcher Noth verging die Nacht; gegen Morgen legte sich der Sturm, und als die Sonne aufgegangen war, wurde die Hitze ebenso unerträglich, als vorher die tobenden Wogen gewesen. Von dem Boot war nichts zu sehen. In der Ferne aber lag das grüne Eiland, und die Strömung trieb das Floß gerade auf dasselbe zu.

Den ganzen Tag trieben sie in der dörrenden, tropischen Gluth weiter; als die Sonne sank, befanden sie sich ganz in der Nähe des grünen, üppig bewachsenen Strandes, so daß es dem Steuermann ein Leichtes war, das Floß vermittelst eines Brettstückes an's Land zu bringen. Sie waren gerettet.

„Wir wollen hoffen, daß wir's nicht mit Wilden zu thun bekommen," sagte Welsch, der Steuermann, als sie langsam und vorsichtig um sich schauend über den mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Korallenboden landeinwärts gingen. „Ich glaube aber, daß die ganze Gruppe der Tschagos-Inseln unbewohnt ist. — Zu verhungern brauchen wir übrigens vorläufig noch nicht," fuhr er fort, auf eine Gruppe von Bananenbäumen deutend, die voll von halbreifen und reifen Fruchtbündeln hingen, „und dort drüben gibt's auch Kokospalmen in Menge, wie ich sehe. Dabei können wir's aushalten, bis ein Schiff kommt und uns erlöst — wenn überhaupt Schiffe in diese Gegend kommen."

Wolfram ging in Gedanken versunken. Er dachte an seine Heimath, an den alten Herrensitz im Thüringer Wald;

er dachte an den Gesandten in Peking, der ihn nun vergeblich erwarten würde, und er dachte an Anna Hartroß, an die Wittwe des braven Schiffers, der sein Schiff nicht hatte überleben wollen. Ja, Anna war Wittwe... Sein Herz klopfte hoch und höher. Aber lebte sie denn? Konnte das überfüllte Boot den Sturm der Nacht überstanden haben?

Ein Ruf seines Gefährten gab ihm die Antwort hierauf.

„Dort drüben in den Büschen sind Leute!" sagte Welsch, den Baron am Arm ergreifend. „Frauen!"

„Dann ist das Boot hier gelandet, und sie ist — die Frauen sind gerettet!"

„Ho ahoi! Holioho!" schrie Welsch gegen das Dickicht hinüber.

„Halloh! Hurrah!" kam die Antwort zurück, und zwei Männer sprangen aus dem grünen Buschwerk heraus in das rothe Abendlicht.

Es waren die beiden Matrosen aus dem Boote.

Hinter denselben erschienen einige Frauengestalten, und trotz der Entfernung erkannte Eckenburg das lichte, rosenfarbene Kleid, das Anna am Morgen des Schiffbruches getragen.

Nach wenigen Minuten begrüßte man einander; die Frauen umdrängten die Ankömmlinge mit freudigen Rufen, mit Weinen und Schluchzen. Wolfram aber hatte nur Augen für Eine. Er hielt Anna's Hände in den seinen, lange, ohne Worte. Sie war gerettet, sie lebte, sie war frei, und er liebte sie!

„Ich bin bei Ihnen, aber nicht im Tode," sagte er.

Ihre Hände bebten in den seinen. Sie warf einen scheuen Blick hinaus auf die See; dann erschauerte sie heftig und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Er schaute sich um.

„Wo ist Frau Sieveking?“ fragte er.

„Frau Sieveking ist todt,“ antwortete Anna schluchzend. „Das Meer hat sie verschlungen. Als in der Nacht während des schrecklichen Sturmes die Wogen über unser Boot schlugen, wurden drei von den Frauen über Bord gerissen. Am Morgen sahen wir, daß auch Frau Sieveking darunter gewesen war. Ihr Traum ist Wahrheit geworden.“

Der Baron stand erschüttert; er hatte eine tiefe Verehrung für die edle Frau gehegt, und die Kunde von ihrem vorzeitigen Ende erfüllte ihn mit Schmerz.

Man lagerte sich in das hohe Gras; Anna setzte sich dabei so, daß sie das von der Abendgluth übergossene Meer nicht zu sehen brauchte. Man redete von den jüngst durchlebten schrecklichen Stunden, von dem traurigen Ende der mit so vielen Hoffnungen begonnenen Reise und von der nächsten Zukunft. Der letzteren sah man im Allgemeinen ohne große Sorge entgegen; das Klima und die Fruchtbarkeit der Insel ließen vor der Hand keine sonderlichen Drangsale befürchten, und über kurz oder lang mußte ein Fahrzeug erscheinen, welches die Schiffbrüchigen aus ihrer Abgeschiedenheit erlöste.

Bananen und der Vorrath von Hartbrod und frischem Wasser, welchen man dem Boote mitgegeben hatte, lieferten die Abendmahlzeit; dann zogen die Seeleute das Floß

auf's Land, und mit Hilfe der Planken und Spieren desselben, sowie einiger dichtbelaubter Zweige und breiter Bananenblätter wurde eine Hütte errichtet, die sich — in Ansehung der obwaltenden Umstände — trefflich zum Nachtquartier für die Frauen eignete.

Die Männer bereiteten sich im Dickicht ihre Lagerstätten und schliefen hier so gut, als die Moskitos und die Erinnerung an den Schiffbruch ihnen dies gestatteten.

In der Frühe des nächsten Morgens zogen Welsch und die beiden Matroseu das Boot auf den Strand, um dasselbe für alle Fälle zu sichern, und dann machten sie sich auf eine Entdeckungsreise durch das Eiland, welcher auch Eckenburg sich anschloß.

Viel war nicht auszukundschaften. Die Insel war ungefähr eine halbe Quadratmeile groß, dicht bewachsen, flach und fast ganz rund. Man fand einen kleinen Bach, der sein spärliches, aber frisches und wohlschmeckendes Wasser in die See ergoß und die Schiffbrüchigen von der Sorge, verdursten zu müssen, befreite.

Die unermüdliche Thätigkeit der erfindungsreichen Seeleute brachte gar bald eine gewisse Behaglichkeit in die Lebensweise der Schiffbrüchigen. Sie hatten das Boot unter die überhängenden Zweige eines dichtbelaubten Baumes gebracht und dasselbe zu einem Aufenthaltsort für die Frauen hergerichtet. Lange, trockene Gräser lieferten reichliches Material zu allerlei großen und kleinen Matten, die Schalen der Kokosnüsse gestalteten sich unter den geschickten Händen des Steuermanns zu verschiedenen praktischen Gefäßen, Eckenburg und die Frauen sammelten dürre Zweige

und vertrocknete Pflanzen, die sie am Strande aufhäuften, um ein Feuersignal anzünden zu können, wenn ein Schiff in Sicht käme, und als fortwährendes Nothzeichen wurde von den Matrosen der große, weiße Shawl einer der Frauen unterhalb der Krone einer hochstämmigen, vereinzelt stehenden Kokospalme angebracht.

Anna Hartroß, die an Bord eine so kindische und grundlose Furcht vor der See gezeigt hatte, war auf dem festen Lande wie umgewandelt. Hier war gerade sie es, die den anderen Frauen mit dem Beispiel des Muthes, der Ausdauer und der Zuversicht voranging. Die Geduld, die sie im Verkehr mit der gänzlich verzagten Frau Wanner zur Schau trug, war bewundernswerth, ebenso der liebevolle, eindringliche Ernst, mit welchem sie die verzweifelnde Frau Stillfried zu trösten und aufzurichten suchte.

Leben und Tod, Liebe, Noth und Verzweiflung gehen auf dieser Erde Hand in Hand, wenigstens überall, wo Menschen sind. So auch auf diesem kleinen Eiland im Indischen Ocean. Während Frau Wanner in bitterer Herzensangst die Stunden zählte, während Helene Stillfried im Schmerz um den Verlust ihres Gatten fast von Sinnen kam, während Jeder der übrigen Schiffbrüchigen in seiner Weise sein Schicksal beklagte und auf Errettung hoffte, sah Wolfram v. Eckenburg mit Bangen dem Augenblick entgegen, der diesem idyllischen Leben, diesem Zusammensein mit Anna ein Ende bereiten würde. Trotz der Blumen und des Sonnenscheins und des tropischen Klima's war der Aufenthalt auf dem Eiland ein keines-

wegs angenehmer, da den Schiffbrüchigen, außer der nothdürftigsten Pflanzennahrung, Alles fehlte, was in ihrer civilisirten Heimath zum Leben gehörte — und dennoch war er lieber in dieser Weltverlassenheit mit Anna vereint, als daheim in Luxus und Wohlleben ohne sie. Denn seit das schöne, liebreizende junge Weib frei war, hatte sich die Liebe zu ihr, die er vorher sich nicht gestehen durfte, die er unter den alten Umständen mit aller Macht bekämpft und ertödtet hätte, mit unwiderstehlicher Gewalt seines ganzen Herzens bemächtigt.

Und Anna?

Eines Morgens begegnete er ihr unweit des grünen Bananenhains; sie hatte einige reife, goldgelbe Früchte gesammelt, um sie Frau Wanner zu bringen. Als sie ihn gewahr wurde, erglühte ihr ganzes Gesicht, sie schlug die Augen nieder und beschleunigte nach einigen undeutlich gemurmelten Worten ihre Schritte. Wolfram versuchte sie aufzuhalten und ihre Hand zu ergreifen. Sie wich ihm hastig aus, in ängstlicher, scheuer Verlegenheit, die sein Herz nur noch mehr entflammte. Sonst pflegte sie gern und mit kindlich offenem Blick zu ihm zu kommen, um ihn nach diesem oder jenem zu fragen und ihn um seinen Rath zu bitten. Jetzt war's anders, und sie vermied es geflissentlich, sich von ihm irgendwo allein antreffen zu lassen. Sie befanden sich miteinander auf einer einsamen Insel mitten im Weltmeer, und doch fand er keine Gelegenheit, unbeobachtet auch nur ein einziges Wort mit ihr zu sprechen.

Sie wußte, daß er sie liebte. Warum ging sie ihm

sonst aus dem Wege? Weshalb wäre ihre süße, kindliche Harmlosigkeit sonst dieser Scheu gewichen? Liebte sie auch ihn? Er hoffte es innig, oft glaubte er es auch, allein er hatte noch keinen Beweis dafür.

— — — — — — — — — — — —

Die Schiffbrüchigen befanden sich bereits einen ganzen Monat auf dem Eiland, und Welsch, der Steuermann, fing an, mit einem sorgenvollen Gesicht herumzulaufen. Das Schiffsbrod war längst verzehrt, die Bananen wurden spärlich, reife Kokosnüsse waren fast gar nicht mehr vorhanden, und die Frauen begannen recht elend und herabgekommen auszusehen. Es gehörte bereits viel Mühe und Scharfsinn dazu, die Kleider in einem auch nur einigermaßen brauchbaren Zustande zu erhalten.

Noch nicht ein einziges Fahrzeug hatte sich bisher blicken lassen.

„Wir werden hier sterben müssen," sagte Frau Stillfried eines Tages, ihr vergrämtes, abgezehrtes Gesichtchen der See zuwendend. „Hoffentlich läßt Gott mich nicht die Letzte sein!"

Die beiden Matrosen lungerten am Strande herum, um eßbare Muscheln zu suchen und Ausguck zu halten.

Plötzlich schwenkte der eine seine Mütze hoch empor.

„Ein Schiff!" schrie er. „Ein Schiff!"

Welsch und der Baron stürzten zu einem der aufgethürmten Reisighaufen und setzten denselben in Brand, damit das Fahrzeug den Rauch gewahre, und dann rannten auch sie zum Strande hinab, gefolgt von den Frauen.

Am Horizont zeigte sich ein Segler, und obgleich der-

selbe mindestens zehn Seemeilen weit entfernt war, stießen die Schiffbrüchigen dennoch ein lautes Geschrei aus, in der Hoffnung, sich bemerkbar zu machen.

Aber das Schiff bemerkte die Nothzeichen der Verlassenen nicht; es zog vorüber und verschwand endlich, wie ein Schemen, in dem Nebelduft der unendlichen Ferne.

Die Frauen brachen in herzbrechendes, verzweifelndes Weinen aus. Wolfram schaute sich nach Anna um; dieselbe stand in der Entfernung, am Rande des Dickichts. Sie war ganz allein zurückgeblieben. Ihr goldenes Haar hing ihr aufgelöst wie ein Schleier über die Schulter hernieder und erschimmerte hell in der Sonne; in den Händen trug sie einen großen Strauß farbenprächtiger Blumen — der Baron glaubte niemals ein schöneres Bild gesehen zu haben. Er ging eilfertig auf sie zu. Sie machte eine Bewegung, als ob sie entfliehen wollte, dann aber faßte sie sich und kam ihm entgegen. Sie sah ihn unruhig und wie in banger Besorgniß an.

„Hat das Schiff uns bemerkt? Kommt es hierher? Wird es uns abholen?“ fragte sie.

„Nein,“ entgegnete er. „Es ist eine vergebliche Hoffnung gewesen.“

Zu seinem Erstaunen sah er, wie bei dieser Antwort ein glückliches Lächeln ihre Züge erhellte, ein Lächeln, das ihn mit Entzücken erfüllte.

„Wie, Frau Anna,“ rief er, „sehe ich recht? Mein Gott, darf ich's denn glauben — Sie freuen sich darüber, daß man uns hier läßt?“

Er that einen raschen Schritt auf sie zu, sie aber

huschte wie ein Reh in's Dickicht und verschwand. Ihr Erröthen und das freudige Aufleuchten ihrer Augen hatten ihm jedoch genug gesagt. Was konnte sie zu dem Wunsche bringen, noch länger auf dieser Insel weilen zu dürfen, wenn nicht der Gedanke an das Zusammensein mit Jemand, zu dem ihr Herz sich hingezogen fühlte? —

Erst bei dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl sah er sie wieder, aber so viel er sie auch anschaute, ihre Augen blieben niedergeschlagen. Das war übrigens die traurigste Stunde, die man bisher auf dem Eiland verlebt hatte; die durch das Erscheinen des Schiffes erweckte Hoffnung war so glühend und die Enttäuschung darauf so bitter gewesen, daß die Frauen sich nicht zu trösten vermochten.

„Lieber, viel lieber stürbe ich ohne jegliche Hoffnung, als daß ich noch einmal solch' ein Weh erleben möchte," klagte Frau Wanner.

In diesem Augenblick erhob Anna die langen Wimpern, und ihr Blick begegnete dem des Barons; es war nur ein Blitz, aber er las darin, daß das Eiland ein Paradies für sie sei. Er faßte den Entschluß, noch heute das entscheidende Wort zu ihr zu sprechen.

Am Nachmittag, während die übrigen Frauen noch immer weinend am Strande hin und her irrten und ab und zu neues Holzwerk auf das verglimmende Feuer warfen, in der Hoffnung, das Schiff doch noch herbeizuziehen, suchte er Anna auf. Er fand sie im Boote, in Gesellschaft der Frau Wanner. Diese bedauernswerthe Dame, deren eingebildete Größe so trübselig zusammengebrochen war, fand jetzt sogar eine Erleichterung darin, ihrem

armen, verblichenen Eheherrn ab und zu eine Thräne des Gedenkens zu weihen. Auch gegenwärtig sprach sie von den Tugenden des guten Mannes, und Anna hörte ihr theilnahmsvoll zu.

Der Baron näherte sich den Beiden, und da er keinen anderen Vorwand zu finden wußte, sagte er zu Anna, daß er irgendwo eine neue, schöne Blumenart entdeckt habe; er bat sie, mit ihm zu kommen, damit er ihr dieselbe zeigen könne.

Die junge Frau aber lehnte ab; sie sei ermüdet, sagte sie, und wolle lieber bei Frau Wanner bleiben. Diese aber schlug sich auf Wolfram's Seite.

„Aber so gehen Sie doch mit dem Herrn Baron, meine Liebe," sagte sie. „Das Einzige, was man in dieser Einöde noch für einander thun kann, ist doch, daß man einander ein wenig gefällig ist."

Anna, von Natur gehorsam, erhob sich schweigend, um dem Wunsche des Barons Folge zu leisten.

Sie gingen eine Weile nebeneinander hin, ohne ein Wort zu reden.

„Ist's noch weit bis an den Ort, wo die Blumen stehen, Herr Baron?" fragte Anna endlich beklommen.

„Anna!" rief er. „Seien Sie nicht länger so grausam gegen mich! Sie wissen, wie sehr ich mich nach Ihrer Gegenwart, nach einem Wort, einem Blick von Ihnen sehne, und doch suchen Sie mir bereits seit Wochen fortwährend auszuweichen, ja, Sie fliehen mich geradezu! Was habe ich Ihnen gethan, daß ich eine solche Behandlung verdiene? Sie vermeiden es sogar, mich anzusehen!"

„Aber — Herr Baron —“

„Können Sie's leugnen?“

„Ja — nein —“

„So schauen Sie mich, bitte, jetzt einmal an — nur einen einzigen Blick, Frau Anna!“

Er ergriff ihre Hände. Sie wehrte ihm nicht, aber eine Purpurgluth schoß ihr in's Antlitz und dann wurde sie todtenbleich.

„Anna,“ flüsterte er ihr zu, „Du Einzige, Du weißt, daß ich Dich liebe — Du mußt es schon längst wissen! Du bist mein Alles, mein ganzes Denken, mein ganzes Sein, und ich will und kann ohne Dich nicht mehr leben!“

Sie stand regungslos; er beugte sich hernieder und küßte ihr bleiches Antlitz. Da entwand sie sich sanft seinen Armen.

„Anna!“ rief er innig. „Anna, Du Liebste! Willst Du mein Weib sein?“

Sie wendete ihr Gesicht dem glitzernden Ocean zu.

„Sie vergessen sich, Herr Baron,“ sagte sie. „Wie dürfen Sie zu mir von Liebe reden, so bald nach meines Gatten Tode, und so nahe seinem Grabe?“

„Kapitän Hartroß war ein braver Seemann, aber er war kein Gatte für Sie. Sie liebten ihn auch nicht — Sie konnten ihn nicht lieben. Widersprechen Sie mir, wenn Sie können.“

„Nein, ich liebte ihn nicht,“ entgegnete sie leise. „Aber er war mein Gatte.“

„Recht; Sie sollen sein Andenken auch in Ehren halten, wie auch ich dies stets thun werde. Ihre Liebe aber be-

faß er nicht. — Anna, spricht in Ihrem Herzen nichts für mich? Können Sie mich nicht ein wenig lieben? Ein wenig jetzt, und später mehr?"

„Ich — ich darf nicht," entgegnete sie zitternd. „Ich bin kaum erst dem Tode entronnen — und er liegt dort draußen todt auf dem Meeresgrunde. Es ist nicht recht, Herr Baron, daß Sie jetzt und hier zu mir von Liebe reden."

„Ich kann nicht anders!" rief Wolfram leidenschaftlich. „Ich verstehe und ich ehre Ihre Einwendungen, aber ich muß Ihnen sagen, was ich für Sie empfinde! Ich muß Ihnen sagen, wie unendlich ich Sie liebe und daß ich mein Leben daran setzen würde, Sie zu meinem Weibe zu machen! Hörst Du mich, Anna? Willst Du mir's verwehren, dieses Glück, für mich das höchste Glück, zu erstreben?"

„Nein," flüsterte sie kaum hörbar.

„So versprich mir, Anna, daß Du mein Weib werden willst, wenn das Jahr der Trauer vorüber ist."

Sie schwieg eine Zeitlang, wie in tiefen Gedanken; dann aber erstrahlte ihr Antlitz in süßem Glück und sie antwortete fest und freudig: „Das verspreche ich Ihnen, Herr Baron."

Er kniete nieder in dem langen Grase und küßte ihr in heißem Dank die Hand.

„Nun aber kein Wort mehr davon, wenn ich bitten darf, Herr Baron," sagte sie in reizender Befangenheit. „Lassen Sie uns unser Geheimniß bewahren vor jedem lebenden Wesen — selbst vor den Vögeln und den Blumen," fügte sie scherzend hinzu.

Er erhob sich und bat um einen Kuß — um einen einzigen nur. Diese Bitte aber blieb ohne Erhörung, und er mußte sich in seinem Herzen gestehen, daß Anna Recht habe.

6.

An einem der nächsten Tage saßen Beide im Boot unter dem laubigen Baum, mit dem Flechten von Matten beschäftigt, einer Arbeit, die jetzt von der ganzen Gesellschaft täglich vorgenommen wurde, da Welsch, der Steuermann, Material für die feste Hütte brauchte, die er mit Hilfe der Matrosen noch vor Beginn der Regenzeit zu errichten gedachte.

Es war am Spätnachmittag. Der Ocean erglänzte roth und goldig im Scheine der sinkenden Sonne, die Wogen brachen sich leicht an den Korallenklippen des Gestades, und das weite Himmelsgewölbe erschimmerte in fleckenlosem, reinstem Blau.

Sie hatten wieder von der See und von dem Schiffbruch geredet. Anna wendete erschauernd dem Meere den Rücken zu.

„Es ist nichts als ein großes, schreckliches Grab," sagte sie. „Wie viele brave Männer, wie viele arme Frauen und wie viele Kinder liegen nicht schon auf seinem Grunde! Viele Millionen! O Wolfram, das Schreckliche überwiegt doch bei Weitem das Schöne auf der Welt!"

„Du hast bereits die Schattenseiten des Lebens kennen gelernt, liebe Anna, sonst würdest Du so nicht reden,"

entgegnete der junge Mann. „Schon oft habe ich Dich fragen wollen, was Dich dazu brachte, den Kapitän Hartroß zu heirathen; willst Du mir's heute mittheilen? Geliebt hast Du ihn nicht; wie kam es denn also, daß Du, bei Deiner Furcht vor der See, einem Manne die Hand reichtest, dessen Beruf ihn ausschließlich auf die Seefahrt beschränkte?"

„Ich verstehe wohl, daß Dir dies unerklärlich vorkommen muß," entgegnete sie. „Eine Heirath aus Liebe war's nicht, obgleich der arme Erik wohl meinte, daß er eine leidenschaftliche Zuneigung zu mir habe. Es kam so. Meine Eltern wohnen in einem Flecken an der unteren Weser, in der Nähe von Bremen. Mein Vater ist ein pensionirter Amtmann und schon sehr alt; er zählte bereits fünfzig Jahre, als ich zur Welt kam. Meine Mutter ist viel jünger, aber immer kränklich und leidend. Ich verlebte eine stille, glückliche Kindheit; die Gegend bei uns ist reich an landschaftlichen Schönheiten, an Wiesen und Buchenwäldern, und unser Garten war in meinen Augen das schönste Stückchen Erde. Er ist es heute noch. Ich besuchte die Schule, und als ich dieselbe hinter mir hatte, half ich der alten Magd in der Führung des Hausstandes; viel Arbeit gab's nicht, und ich hatte immer noch Zeit genug, in Wald und Wiesen herumzustreifen oder mit einem Buch im Garten bei dem alten Brunnen unter der Linde zu sitzen.

So lebten wir Alle ruhig und ohne Sorgen, bis eines Tages ganz unerwartet das Unglück hereinbrach. Ein alter Freund meines Vaters war in große Geldnoth ge-

rathen, und mein Vater hatte seine Pension verpfändet, um eine bestimmte Summe für ihn aufzutreiben. Der Freund hatte versprochen, das Geld zur festgesetzten Zeit zurückzuzahlen, sich aber statt dessen heimlich aus dem Staube gemacht.

Die Schuld, die infolge dessen auf meinem Vater lastete, war so groß, daß auch unser Häuschen von dem Gläubiger mit Beschlag belegt und zum Verkauf gestellt wurde. Das Häuschen mit dem schönen Garten, in dem ich groß geworden, an das tausend liebe Erinnerungen mich fesselten!

Drei Tage vor dem Verkauf, dem meine Eltern mit tödtlicher Angst entgegensahen, kam Kapitän Hartroß, uns zu besuchen. Er hatte meinen Vater einige Jahre zuvor in Bremen kennen gelernt, und da er zufällig in unsere Gegend kam, sprach er auf eine Stunde mit vor. Von dem Augenblick seines Eintretens an verfolgte er mich unabläßig mit seinen Blicken, auch während er bei meinem Vater saß und mit Theilnahme der Erzählung von dessen Unglück lauschte.

„Sie brauchen zwanzigtausend Mark?“ fragte er, nachdem er ruhig zugehört hatte. „Gut, alter Freund, ich kann Ihnen helfen und ich will’s, wenn Sie mir Ihre Tochter Anna zur Frau geben.“

Das war Alles, Wolfram. Ich hatte keinen rechten Begriff davon, was man von mir verlangte; ich wurde mir gar nicht einmal bewußt, daß ich als Gattin des Kapitäns mit ihm fort auf die See und immer nur mit ihm allein, fern von meinen Eltern leben müßte. Mein Vater sah mich mit thränenden Augen an.

„Hörst Du, was Kapitän Hartroß sagt?“ fragte er.

„Ich höre es, Vater,“ entgegnete ich, „und ich bin bereit.“

Er schloß mich in seine zitternden Arme.

„Gott vergelt's Dir, mein gutes Kind!“ rief er schluchzend. „Ich bin mit Ehren alt geworden und würde es nicht überlebt haben, wenn man mich und Deine Mutter in's Armenhaus gebracht hätte.“

Wenn ich heute zurückdenke, dann wird mir klar, daß sowohl mein Vater wie auch der Kapitän meine Handlungsweise eigentlich für ganz selbstverständlich hielten; daß ich ein Opfer brachte, das kam ihnen kaum in den Sinn. Und mir auch nicht. Mein Herz war ja frei, und von der eigentlichen Bedeutung der Ehe hatte ich noch keinen rechten Begriff. Erst als die Trauung vorüber war, als meine Mutter weinte, mich verlieren zu müssen, als ich trotz meiner Furcht vor der See meinem Gatten an Bord des „Seeadler“ folgen sollte, wurde mir klar, was ich gethan. Ich hoffte, meine Furcht vor der See überwinden zu können, das aber gelang mir nicht. Mein Mann verlor immer mehr die Geduld mit mir, und zuweilen schien es, als ob seine Liebe sich in Haß verwandle. Unsere Ehe dauerte nur wenige Monate, aber es waren Monate voll von ununterbrochener Angst und Qual. Jetzt sind sie vorüber, und ich habe ihm Alles verziehen, Alles... er war zuweilen recht hart gegen mich, nun aber ist er todt... doch sieh, Wolfram, was ist das dort draußen auf der See? Ein Schiff! Ein großes Schiff! Ein Dampfer!“

Der Baron sprang auf und sah angestrengt in der angegebenen Richtung in die Ferne. Ueber die Kimmung herauf kam ein Dampfer.

7.

An jenem Abend aber war die Rettung nicht mehr zu bewerkstelligen. Als Anna's scharfe Augen das Schiff erspähten, brach bereits die Nacht herein — in den Tropen folgt die Finsterniß unmittelbar auf den Untergang der Sonne, und unser Zwielicht kennt man dort nicht.

Eckenburg gedachte der Leiden der Enttäuschung, welche die armen Frauen einmal schon durchgemacht hatten, und er beschloß, denselben nichts von dem Schiffe zu sagen. Dagegen suchte er eiligst Welsch und die beiden Matrosen auf, die übrigens das Fahrzeug ebenfalls schon gesehen hatten. Mit diesen begab er sich nach der anderen Seite des Eilandes, und hier setzten sie einen der bereitstehenden Reisighaufen in Brand, dann noch einen zweiten und auch noch einen dritten. Bereits war es Abend und der Feuerschein war weit sichtbar. Sie unterhielten die Feuer während der ganzen Nacht, und als der Tag anbrach, da sahen sie den Dampfer ganz nahe. Sie waren gerettet!

Der Dampfer war der „Red Star“, ein englisches Fahrzeug, auf der Fahrt von Rangun nach London. Der Kapitän that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Schiffbrüchigen das überstandene Unglück vergessen zu lassen, und dies gelang ihm um so mehr, als sich auch einige Damen als Passagiere an Bord befanden, die den

armen Frauen vom „Seeadler“ den liebevollsten Beistand gewährten und denselben besonders mit Kleidungsstücken aushalfen; denn die Gewänder der Schiffbrüchigen hatten am Tage ihrer Rettung fast nur noch aus mühsam zusammengehaltenen Lumpen bestanden.

So befand man sich wiederum auf hoher See.

„Wenn Gott mir eine sichere Heimkehr gönnt,“ sagte Frau Wanner, „dann sollen alle Erbschaften der Welt mich nicht wieder zu einer Seereise verlocken.“

Und nun erst erfuhren ihre Leidensgefährten, daß sie mit ihrem Manne die Reise auf dem „Seeadler“ unternommen hatte, um in Batavia die Hinterlassenschaft eines verstorbenen Vetters in Empfang zu nehmen, der im Dienste der holländischen Regierung reich geworden war.

— — — — — — — — — — — —

Nach wenigen Wochen langte der Dampfer in London an, und hier trennten sich die Schiffsgenossen. Baron Eckenburg bestand darauf, Anna persönlich zu ihren Eltern zu geleiten, eine Absicht, der sie anfänglich widersprach.

„Was werden die Eltern dazu sagen, Wolfram?“ meinte sie, erröthend und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehend. „Und alle die anderen Leute im Orte? Mit Kapitän Hartroß ging ich fort, und nun kehre ich zurück — mit Dir. Man wird mich für leichtsinnig und herzlos halten.“

„Nicht doch, Liebste,“ entgegnete er. „Noch braucht Niemand etwas von unserem Geheimniß zu wissen. Ich bin vorläufig in den Augen der Welt nichts als Dein Schiffsgefährte und Dein Unglücksgenosse, der Dich, die

alleinstehende Frau, in die Heimath geleitet, weil mein Weg mich so wie so dort vorüber führt. Niemand wird ahnen, daß ich Dich liebe."

„Ich fürchte gerade, daß man dies nicht nur ahnen, sondern sogar klar erkennen wird."

„Du scherzest. Wie sollte man?"

„Weil man Dir's ansehen muß. In wenigen Minuten wär's heraus, daß Du für mich mehr fühlst, als ein bloßer Unglücksgefährte."

„Nun, dann will ich mich nach Möglichkeit verstellen und so thun, als wäre mir die Pflicht, Dich heim zu geleiten, eine recht unerwünschte. Wird das genügen?"

Sie lachte und dann machten sich Beide auf die Reise.

Das Wiedersehen zwischen den Eltern und der schiffbrüchig und verwittwet heimkehrenden Tochter war ein rührendes, denn die alten Leute hatten sich über den Tod ihres Kindes, den die Zeitungen gelegentlich der Nachricht von dem Untergang des „Seeadler" berichtet hatten, bitterlich gehärmt. Nur acht Personen waren nach jener Nachricht gerettet worden; ein Dampfer hatte dieselben im Indischen Ocean auf einem Floß treibend während eines Sturmes aufgefischt, und ihrer Aussage zufolge waren alle Uebrigen, darunter auch der Kapitän und seine Frau, zu Grunde gegangen.

Und jetzt stand die Todtgeglaubte wieder lebend und gesund vor ihnen. Es dauerte lange, ehe sie sich zu fassen und an dieses Glück zu glauben vermochten.

„Und Dein Mann," sagte endlich der alte Amtmann, der Tochter Wangen streichelnd, „der gute Hartroß! Ja,

ja, ich erinnere mich, in der Zeitung stand, er sei wie ein braver Seemann mit seinem Schiffe gesunken. Ich habe immer an Dich gedacht, Annchen, mein Töchterchen. Kapitän Hartroß war ein wenig zu alt für Dich, ja, zu alt und zu streng und zu finster; aber er hat Dich sehr lieb gehabt, das war noch ein Trost für mich, und er hat Dich auch gut behandelt und Dich auf den Händen getragen — nicht wahr, mein Annchen?"

„Ja, Vater," antwortete sie. „Und Du warst ja auch aller Sorgen ledig, und in diesem Gedanken allein war ich auch schon glücklich."

Baron Wolfram stand noch immer in der Entfernung. Der alte Mann wendete sich nach ihm um.

„Wer ist denn der Herr da, Annchen, der mit Dir gekommen ist? Wohl ein Freund des armen Kapitäns?"

„Jawohl, Herr Amtmann," sagte der junge Mann herzutretend. „Kapitän Hartroß war mein Freund. Er vertraute seine Gemahlin meinem Schutze an, als er sah, daß der Zustand des Schiffes seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit verlangte. Ich habe meine Aufgabe erfüllt und Frau Hartroß in die Heimath geleitet."

„Ich danke Ihnen dafür aus aufrichtigem Herzen, mein Herr," entgegnete der alte Mann. „Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige. — Annchen, sage mir doch, wie der Herr heißt."

Anna stellte den Baron vor.

„Baron v. Eckenburg," murmelte der Alte nachdenklich. „Der Name ist mir nicht unbekannt. Wenn ich nicht irre, wohnte ein Baron v. Eckenburg vor dreißig Jahren

im Thüringischen, neben dem Gute des Grafen Wedell, meines ehemaligen Herrn."

„Das war mein Vater," lächelte Wolfram, „und gegenwärtig habe ich dort meinen Wohnsitz."

Der Alte war erfreut und bewillkommte seinen Gast nun mit doppelter Herzlichkeit.

Wolfram verweilte einen ganzen Tag bei Anna's Eltern und dann verabschiedete er sich, um nach Hause zu reisen, der Regierung seine Errettung und Rückkunft anzuzeigen und zugleich seinen Verzicht auf den Posten bei der Gesandtschaft in China einzureichen. Der Amtmann bat ihn herzlich und mit altfränkischer Höflichkeit, sein Haus auch später noch einmal mit seinem Besuche zu beehren, und er sagte dies, mit einem verständnißinnigen Blick auf Anna, bereitwillig zu.

8.

Das Stammschloß der Eckenburger Barone im Thüringer Wald war ein malerisches, alterthümliches Gebäude, auf dessen grauen, festen Mauern und Thürmen bereits das Moos von Jahrhunderten saß. Es lag auf der Kuppe eines Hügels, umgeben von bunten, duftenden Blumenterrassen und umringt von unabsehbaren, dichten, rauschenden Waldungen.

Wolfram v. Eckenburg bewohnte dasselbe seit Jahren mit seiner älteren, verwittweten Schwester, der Gräfin v. Brandenstein. Auch diese hatte den geliebten Bruder bereits als todt betrauert, und ihre Freude kannte keine

Grenzen, als derselbe eines Tages wieder in kräftigster Lebensfülle vor sie trat, nachdem ein Telegramm aus London ihr bereits seine Rettung verkündet hatte.

Schon nach der ersten Begrüßung schüttete Wolfram der Schwester sein Herz aus und theilte ihr den festen Entschluß mit, die Geliebte so bald als thunlich heimzuführen.

Die Gräfin, der das Glück des Bruders über Alles ging, schüttelte dennoch anfänglich mit leiser Mißbilligung den Kopf.

„Die Wittwe eines Schiffskapitäns!“ sagte sie. „Hast Du's auch recht überlegt, Wolfram? Bedenke doch, welche Parthien Du machen könntest!“

„Aber wenn ich sie doch liebe,“ warf er ein. „Was sind die besten Parthien für mich, wenn ich kein anderes Weib jemals lieben kann, als Anna? Und stehe ich nicht so da, daß ich ungehindert der Wahl meines Herzens folgen darf?“

„Gewiß, Wolfram, gewiß. Du weißt ja, wie ich von jeher den Liebesheirathen das Wort geredet habe. Ich wollte auch nur so nebenbei andeuten, daß es vielleicht wünschenswerth gewesen wäre, wenn Deine Erkorene sich einer etwas höheren Abkunft erfreuen könnte.“

„Für mich steht sie hoch genug, höher als Alle.“

Die Gräfin wendete kein Wort mehr ein. Sie bestand jetzt vielmehr darauf, selber die Hochzeit des Bruders ausrichten zu dürfen, und zwar auf Schloß Brandenstein, ihrem in der Provinz Hannover belegenen Wittwensitz. Wolfram willigte gern ein, obgleich er anfänglich eine

ruhige und einfache Hochzeit im Hause von Anna's Eltern beabsichtigt hatte.

Schon von Schloß Eckenburg aus begann die Gräfin ihre Vorbereitungen, und zwar in einem so großartigen Maßstabe, als ob sie eine Fürstin zur Schwägerin erhalten sollte. Zum Hochzeitsgeschenk hatte sie einen Theil der Brandenstein'schen und Eckenburg'schen Familienjuwelen bestimmt.

Wolfram gewahrte dies mit innerlicher Freude und mit herzlichem Dank gegen die gute Schwester, zugleich aber schüttelte er doch ein wenig den Kopf darüber.

„Du wirst mir die arme Anna in Verlegenheit bringen," meinte er, „sie wird sich in all' diese Pracht nimmermehr hineinfinden."

„Das muß ich besser verstehen, Bruder," entgegnete die Gräfin lächelnd. „Ein Weib gewöhnt sich an nichts leichter, als an Putz und Schmuck." —

Wolfram verbrachte seine Zeit mit dem Ordnen seiner Angelegenheiten und gelegentlichen Besuchen bei seinen zukünftigen Schwiegereltern. Unter Anderem verschaffte er sich auch die beglaubigte Zeugenaussage des Steuermanns Welsch, vor dessen Augen der Kapitän Hartroß in der Tiefe versunken war, da ohne dieselbe eine Wiederverheirathung der Wittwe desselben vor Ablauf einer Reihe von Jahren nicht gestattet worden wäre.

Der alte Amtmann behandelte ihn stets mit ausgesuchter Förmlichkeit; die geistigen Kräfte desselben hatten bereits etwas abgenommen, und Eckenburg mußte seinen Antrag mehrmals wiederholen, ehe es ihm klar

wurde, daß sein „Annchen“ wieder heirathen sollte, und zwar diesmal einen hochgeborenen Baron, den Gutsnachbarn seines ehemaligen gnädigen Herrn, des Grafen Wedell.

Das Trauerjahr verging, der Sommer war wieder in's Land gekommen und nach allseitiger Uebereinkunft hatte man die Hochzeit auf den Anfang des Juni festgesetzt. Am Ersten des Monats erschien Baron Eckenburg in Anna's Heimathsort, um sie und ihren Vater nach Brandenstein abzuholen; am Zweiten traf man dort ein; der Dritte war zu einem Tage der Ruhe und Erholung bestimmt, und am Vierten sollte die Hochzeit stattfinden.

Der Empfang, welchen die Gräfin der Braut zu Theil werden ließ, entsprach vollständig dem warmen Herzen und dem vornehmen Empfinden dieser vortrefflichen Dame. Sie betrachtete das liebliche junge Geschöpf mit inniger Freude, schloß die Erröthende zärtlich in ihre Arme und sagte dann mit edler Offenherzigkeit: „Zu Anfang hatte ich Wolfram's Wahl nur mit Widerwillen gebilligt, jetzt aber verstehe ich seine Liebe und preise ihn glücklich!“

Und jetzt erst erfuhr Eckenburg alle Einzelheiten des kurzen Ehelebens Anna's mit Kapitän Hartroß. Dasselbe war eine traurige Spanne Zeit gewesen. Der Kapitän war beim ersten Anblick des sanften, liebreizenden Mädchens in heftiger Liebe für dasselbe entbrannt; er hatte bei seinem Heirathsantrag nur an sich gedacht, ohne Anna's Empfindungen auch nur im Geringsten zu berücksichtigen, und als er nach der Verehelichung herausfand, daß seine Frau ein furchtsames, schüchternes Kind war,

das sich nicht nur vor der See, sondern auch vor ihm in der kläglichsten Weise fürchtete, da verwandelte sich seine Liebe zeitweilig in Grimm und eifersüchtige Wuth. Was Anna in solchen Momenten von dem jähzornigen Schiffer zu leiden gehabt, das erfuhr Wolfram erst jetzt; der Mann aber lag auf dem Grunde des Meeres, und so beschlossen die Verlobten, auch all' das Vergangene der Vergessenheit anheimzugeben und desselben mit keinem Worte mehr zu gedenken.

„Des Lebens Trübsal ist gleich zuerst an Dich herangetreten," sagte Wolfram, zärtlich der Geliebten Hand fassend, „fortan sollen Deine Tage Dir nur Glück und Freude bringen."

Der alten Sitte gemäß trug sie noch immer den Ehering ihrer Wittwenschaft am Finger. Wolfram zog denselben jetzt ab und steckte ihn in die Tasche.

„Ich mag nicht, daß Du das Andenken an das überstandene Elend ferner noch trägst," sagte er. „Laß Begrabenes begraben sein. Denn Deine erste Liebe bin doch nur ich, nicht wahr?"

Er schaute sie fragend und innig an.

„Nur Du, Du mein Einziger, mein Alles!" entgegnete sie leise und sank ihm sanft weinend in die Arme.

9.

Es war am 3. Juni. Schloß Brandenstein wimmelte von einer fröhlichen Hochzeitsgesellschaft. Die Gräfin hatte einige Damen, theils aus ihrer eigenen, theils aus Anna's

Bekanntschaft eingeladen, und Wolfram hatte die besten seiner ehemaligen Freunde vom Regiment zu seinem Ehrentage entboten, wackere Männer, die sich zuerst höchlichst über die „Courage" Eckenburg's, eine Schifferswittwe zu heirathen, gewundert hatten, die aber, nachdem sie die Braut kennen gelernt, in unverhohlener Weise für dieselbe schwärmten.

Am folgenden Tage sollte die Trauung stattfinden, alle Vorbereitungen zu derselben waren beendet. Nach der fröhlichen Abendtafel führte Wolfram seine Verlobte hinaus vor das Schloß in den Park; es war dies der erste ungestörte Moment, dessen die Beiden sich an diesem Tage zu erfreuen hatten. Ueber den dunkel werdenden Baumkronen ging der Mond auf, und ein leichter Thau lag rings auf Rasen und Blättern.

Sie schritten Hand in Hand langsam auf und nieder; sie redeten von der Vergangenheit, von dem Leben auf dem „Seeadler", von dem Sturm, dem Schiffbruch, den Tagen auf der tropischen Insel, von ihrer Liebe und wie sich Alles so glücklich gefügt hatte.

Nach und nach erhob sich der Wind und der Mond ward zeitweise von den ziehenden Wolken verdeckt. In den Kronen der alten Parkbäume begann es anhaltend und hohl zu rauschen.

„Klingt das nicht wie das ferne Brausen der See?" sagte Anna, unwillkürlich erschauernd und sich an den Geliebten drückend.

„Genau so," lächelte er. „Es ist, als ob das Meer Dir noch einen Hochzeitsgruß hierher senden wollte. Es

wird kühler, laß uns wieder hineingehen. Vorher aber sage mir noch einmal, daß Du mich lieb hast.“

„Ich liebe Dich, mein Wolfram, mehr, als ich Dir sagen kann!“

Sie gingen in’s Schloß zurück. Die Gesellschaft hatte sich in dem hellerleuchteten Salon eingefunden, um dem Musikvortrage einer der Damen zu lauschen, die sich an den großen Flügel gesetzt hatte.

Die Gräfin nahm Anna sogleich wieder in Beschlag und zog sie in eine Ecke. Gibt es doch am Abend vor der Hochzeit noch so unendlich viel zu besprechen.

Nach einer Weile trat ein Diener ein und machte der Herrin des Hauses eine leise Meldung. Sie erhob sich mit erbleichendem Antlitz und verließ den Salon. Gleich darauf erschien sie wieder in der Thür; verstört eilte sie auf den Bruder zu.

„Wolfram!“ rief sie.

Der Baron, der soeben fröhlich mit den Kameraden plauderte, drehte sich herum; sein lachender Blick fiel auf die Schwester, dann, plötzlich erstarrend, wendete er sich zur Thür ... dieselbe wurde weit geöffnet und über die Schwelle, herein in den hellschimmernden Salon trat Kapitän Erik Hartroß.

Ein dichter Nebel schien sich auf Eckenburg’s Sinne herabzusenken. Er brachte keinen Laut über seine Lippen, wie geblendet tastete er mit den Händen nach der lichten Gestalt Anna’s, die blitzschnell zu ihm herangeschwebt war, ein Brausen erfüllte seine Ohren ...

Als er endlich seine Besinnung wiedergewann, da hatte

sich der Salon geleert, Niemand war mehr in dem weiten Gemach, als er selber, Anna und Kapitän Hartroß. Er hielt die Hände der Geliebten mit krampfhaftem Griff — sie schauten einander an, bleich, mit starrem Entsetzen, bis Erik Hartroß herzutrat.

Der Schiffer faßte den Arm des Barons mit seiner Eisenfaust.

„Fort von ihr!“ sagte er dumpf. „Sie ist mein — sie ist mein Weib!“

„Wir hielten Sie für todt!“ stieß Wolfram heiser hervor.

„Das scheint so. Sie glaubten meiner los und ledig zu sein. Es thut mir leid, und ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich noch am Leben bin. Meine Schuld ist's nicht; ich wollte mit meinem Schiffe zu Grunde gehen. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß ich Ihnen sogar den Platz auf dem Floß überließ, als wir im Wasser trieben.“

„Ich erinnere mich — vielleicht habe ich Ihnen allein mein Leben zu danken.“

„Ihren Dank weise ich zurück. Das Meer wollte mich noch nicht; es brachte mir eine Spiere in die Hände und mit der trieb ich, bis mich ein nach China gehendes Fahrzeug auffischte. So kam ich erst nach langer Zeit wieder nach Hause, wo ich mein Weib zu finden hoffte, die ja, wie ich aus den Zeitungen ersehen hatte, gerettet worden war. Meine Schwiegermutter konnte vor Schreck kein Wort herausbringen, als sie mich sah, von anderen Leuten aber hörte ich, daß meine Frau mit ihrem Vater nach Schloß Brandenstein gereist sei, um sich hier zu verheirathen. Um sich zu verheirathen! Ich mußte laut

lachen. Und wie eilig sie's hatte — war doch kaum erst ein Jahr vergangen. Und als meinen Nachfolger nannte man mir den Herrn Baron v. Eckenburg, meinen ehemaligen Passagier, den Ritter ohne Furcht und Tadel, dessen Schutz und Fürsorge ich meine Frau anvertraut hatte!"

„Ich war berechtigt, Sie für todt zu halten, Kapitän Hartroß."

„Sie hätten's trotzdem nicht so eilig zu betreiben brauchen, es war ja immerhin möglich —"

Er unterbrach sich. Anna, die bisher regungslos gestanden und den gleichsam aus dem Jenseits wieder erschienenen Gatten in bleicher, wortloser Furcht angeblickt hatte, sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder auf den Fußboden. Wolfram beugte sich erschrocken über sie.

„Fort von ihr!" schrie der Kapitän ihn an. „Wagen Sie's, sie zu berühren! Sie ist meine Frau!"

Knirschend und mit Verzweiflung im Herzen trat der Baron zurück, während Hartroß die Besinnungslose emporhob und auf einen Sessel niederließ.

Nach wenigen Minuten schlug sie die Augen wieder auf. Ihre Blicke suchten Wolfram, der wieder näher trat.

„Was geht hier vor, Wolfram?" fragte sie mit schwacher Stimme und blödem, ungewissem Lächeln.

„Das will ich Dir sagen," antwortete der Kapitän, sein dunkles, bärtiges Antlitz dicht an das ihre bringend. „Ich, Dein Mann, bin wiedergekommen, um Dich zu holen. Mache Dich fertig, Du mußt sogleich mit mir."

Sie richtete sich auf, faltete die zitternden Hände und richtete die erschreckt geöffneten Augen auf den Baron.

„Ist das wahr, Wolfram? Muß ich mit ihm gehen?“ fragte sie angstvoll.

„Sieh mich an, und nicht ihn!“ rief der Kapitän zornig. „Hast Du mich noch nicht erkannt? Weißt Du nicht, daß Du mein angetrautes Weib bist? Was hast Du ihn darum zu fragen, ob Du mit mir gehen sollst?“

„Gemach, Herr Kapitän!“ sagte jetzt der Baron, der mit übermenschlicher Anstrengung nach Fassung gerungen hatte und nun äußerlich ganz ruhig, wenn auch todtenbleich erschien. „Vergessen Sie nicht, wo Sie sich befinden. Ich dulde in diesen Räumen kein rauhes Wort gegen irgend Jemand, am wenigsten gegen diese Dame. Sie sind nicht an Bord Ihres Schiffes. Hier befehle ich. Ihre Frau wird mit Ihnen gehen, sofern ihr das beliebt, sonst nicht. Wendet sie sich an mich um Schutz gegen Sie, so soll sie dies nicht vergebens thun.“

Der Schiffer stand eine Weile sprachlos. Dann entgegnete er mit mühsam erkämpfter Ruhe: „Meine Frau sollte Schutz suchen dürfen gegen mich — bei Ihnen?“

„Gewiß darf sie das. Bei mir zunächst, bei den Gerichten später. Sie haben sie fast von Beginn der Ehe an roh behandelt, Sie haben sich sogar thätlich an der Bedauernswerthen vergriffen; an Zeugen dafür fehlt es nicht, es ist daher wohl möglich, daß daraufhin eine Scheidung erwirkt werden könnte.“

Der finstere Ausdruck wich von dem Gesichte des Schiffers.

„Mißhandelt habe ich Dich, Anna?“ sagte er weich und zärtlich. „Ja — ja, ich erinnere mich! Verzeih mir, mein liebes Weib! Ich bin ein rauher, jähzorniger,

Mensch, aber ich liebe Dich, und mein Herz blutet, wenn ich daran denke, daß ich Dir manchmal Unrecht gethan! Verzeih' mir, Anna, ich verspreche Dir, daß ich nie wieder rauh und hart gegen Dich sein will!"

Damit ergriff er die willenlose Hand des jungen Weibes und preßte dieselbe zärtlich. Dann schaute er ihr in's Antlitz, als er aber in ihren Augen nichts als Schrecken und verhaltenen Abscheu gewahrte, da verbarg er sein Gesicht in den Händen und stöhnte laut.

Der Baron lehnte in düsterem, namenlosem Weh an einer Säule, und Anna saß in dumpfer Betäubung. Endlich ermannte sie sich; es war, als ob sie jetzt erst zu dem eigentlichen Verständniß ihrer Lage käme. Sie erhob sich ruhig und sagte mit leiser, müder Stimme: „Verzeih' mir, Erik, wenn mich Dein Erscheinen verwirrt hatte, aber ich hatte Dich wirklich als todt betrauert. Du hast Recht, ich bin Deine Frau, und wo Du bist, da gehöre ich nach dem Gesetz auch hin. Ich will Dir folgen, aber Du mußt Geduld mit mir haben."

Der Baron fuhr auf wie aus einem Traume.

„Ist dies auch Dein freier Wille?" sagte er heiser. „Vergiß nicht, daß Dich vorläufig keine Macht der Welt aus diesem Hause entfernen soll, es sei denn, daß es mit Deiner Zustimmung geschieht."

„Es ist meine Pflicht, ihm zu folgen," entgegnete sie mit derselben leisen, müden Stimme. „Ich habe keine andere Wahl."

„O Anna, bleibe bei mir!" rief Eckenburg in herzzerreißendem Schmerz. „Bleibe bei mir! Ich will mein Leben für Dich lassen!"

Sie preßte die Hand auf ihr Herz und schaute ihn traurig an. Hartroß gewahrte dies; das Blut schoß ihm jählings in's Gesicht, und er ballte knirschend die Fäuste.

„Kam ich Dir so sehr unwillkommen?" stieß er hervor. „Hat es Dich so wenig gefreut, mich dem Tode entronnen zu sehen?"

„Ich danke Gott dafür, daß er Dir das Leben erhalten hat, Erik," entgegnete sie sanft.

„Ich hatte mir das Wiedersehen anders vorgestellt," sagte er bitter, „es scheint jedoch, daß ich auch so noch sehr zufrieden sein muß. Nun bitte ich Dich aber, Dich bereit zu machen; mein Wagen hält draußen. Ich bin nun lange genug hier in dem fremden Hause gewesen."

„So schnell schon, Erik?" erwiederte sie, heftig zitternd. „Mein Vater ist hier, möchtest Du ihn nicht begrüßen?"

„So schnell also — haha! Deinen Vater will ich jetzt nicht sehen; es liegt mir vor Allem daran, meine Frau aus dem Bereich des Mannes zu bringen, der sich unterstanden hat, sie zu lieben."

Anna zog die Glocke.

Ein Diener erschien und näherte sich eilfertig dem Baron. Derselbe wies ihn stumm an Frau Hartroß, die Mantel und Hut forderte.

„Anna!" rief Wolfram in Verzweiflung. „Ich beschwöre Dich — sprich nur ein einziges Wort, und ich schwöre Dir, er soll Dich nicht fortführen!"

„Mein Platz ist an der Seite meines Gatten," entgegnete Anna tonlos. Dann wendete sie sich dem Kapitän

zu. „Herr v. Eckenburg hat mich sehr lieb gehabt und ist unendlich gütig gegen mich gewesen, Erik,“ fügte sie mit brechender Stimme hinzu, „und auch ich habe ihn geliebt . . . Wir werden einander niemals wiedersehen.“

„Soweit ich’s verhindern kann, nicht,“ sagte der Kapitän grimmig.

„Leb’ wohl, Wolfram,“ rief Anna mit brechender Stimme, „leb’ wohl, leb’ wohl!“

„Halt!“ herrschte der Schiffer sie an. „Erst laß diesen Plunder noch hier!“

Er deutete auf die Juwelen, die ihr im Haar und an den Handgelenken funkelten. Sie gehorchte schweigend und legte das Geschmeide auf den Tisch. Er sah ihr auf die weißen, bebenden Hände.

„Wo ist Dein Ehering — mein Ring?“ fragte er.

Anna’s verschleierte Blicke wanderten zu Wolfram.

„Hier ist er, Herr Kapitän,“ sagte dieser herzutretend und den Ring ebenfalls auf den Tisch legend. „Als ich noch hoffen durfte, Anna zu meinem Weibe zu machen, da nahm ich ihn von ihrem Finger.“

Hartroß nahm den Goldreif und steckte denselben wieder an seines Weibes Hand.

„So,“ sagte er in düsterem Triumph. „Nun komm!“

Noch einmal wendete sie ihr bleiches Antlitz dem Baron zu, der stumm und starr in der Entfernung stand, noch einmal streckte sie ihre zitternden Hände nach ihm aus, noch einmal rief sie leise und wehevoll: „Leb’ wohl! Leb’ wohl!“ dann folgte sie dem Kapitän hinaus.

10.

Wie in einem wüsten Traume hörte Eckenburg noch das Rollen des davoneilenden Wagens, und dann, nach einer langen Weile, sah er sich in den Armen der treuen Schwester, und das unerhörte Unglück, dem er anheimgefallen, trat nun ganz klar und kalt vor seine Seele.

„Mein armer, armer Bruder!" weinte die Gräfin.

„Still, Schwester," entgegnete er hastig, „kein Wort davon, wenn Du mich liebst. Sorge dafür, daß ich noch heute, gleich jetzt, ungesehen von hier fort komme, und dann entlasse die Gäste. Allein, in der Einsamkeit, hoffe ich's tragen zu können; die Neugier, das Mitleid und die Theilnahme der Menschen aber würden mich wahnsinnig machen!"

Eine Stunde später jagte ein zweiter Wagen aus dem Schloßhofe in die Nacht hinaus; der Baron Wolfram v. Eckenburg saß darin. Er eilte, wie ein Flüchtling, zur fernen Eisenbahnstation und dann weit fort in die wechselnde Welt; er wollte der Erinnerung entfliehen und Vergessenheit erjagen, aber dies gelang ihm nicht.

Anna's liebliches Bild blieb in seinem Herzen ein lichter Punkt. Er nahm seine unterbrochene Staatscarrière wieder auf, er stürzte sich mit rastlosem Eifer in die Arbeit, er reiste hierhin und dorthin, aber er fand keine Ruhe.

Nach Anna erkundigte er sich nicht. Sie sollte, sie mußte für ihn todt sein.

Ein Jahr war vergangen, da las er zufällig in einer Zeitung unter den Schiffsnachrichten, daß der Lloyddampfer

„Kosmopolit", Kapitän Hartroß, nach Valparaiso abgegangen sei, und daß unter den Passagieren sich auch die Gattin des Kapitäns, Frau Anna Hartroß, befinde.

Er verwünschte das Blatt und den Zufall, der ihm dasselbe in die Hände gespielt. Die Kunde hatte ihm das Herz auf's Neue zerrissen. Anna war wieder auf der See, wieder allen Qualen der Furcht und der Todesangst ausgesetzt, und er war nicht bei ihr, sie zu trösten, zu schützen. Der Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht, all' das durchlebte Leid erwachte wieder in ihm. Von Natur sensitiv und nicht allzu kräftig veranlagt, vermochte er unter diesen Seelenkämpfen seinen Beamtenpflichten nicht länger voll zu genügen; er nahm Urlaub und begab sich auf Reisen in Europa's südliche Länder, um hier nach und nach die innere und äußere Gesundheit wieder zu gewinnen.

So vergingen weitere vier Jahre.

Die Gräfin Brandenstein blieb mit ihm in stetem brieflichen Verkehr. Neuerdings hatte sie ihn ernstlich gebeten, das Wanderleben nun endlich aufzugeben und nach Eckenburg zurückzukehren. Es gäbe noch mehr gute und liebenswürdige Frauen auf der Welt, so schrieb sie, die wohl im Stande wären, ihn noch glücklich zu machen. Wolfram zuckte die Achseln, als er dies las, aber schließlich machte er sich doch wieder auf den Weg nach der Heimath.

In Berlin traf er einen alten Bekannten, den daselbst zum Marineministerium kommandirten Korvettenkapitän Legerwall. Derselbe begrüßte ihn mit Freude, theilte ihm

mit, daß er sich in Hamburg eine Segelyacht habe bauen lassen, und forderte ihn auf, die Probefahrt derselben mitzumachen. Dieselbe sollte nicht weiter als von Hamburg nach Wilhelmshaven ausgedehnt werden, von dort könne Eckenburg sich dann mit der Bahn nach seiner thüringischen Heimath begeben, oder auch, falls er dies vorzöge, wieder mit nach Hamburg zurücksegeln.

Eckenburg ging auf diesen Vorschlag gern ein und machte sich mit dem Freunde auf die Fahrt nach Hamburg. Hier gerieth er einigermaßen in Erstaunen über die zahlreiche Gesellschaft, welche von dem Korvettenkapitän bereits vorher zur Theilnahme an der Probefahrt seiner Yacht eingeladen worden war. Außer der Gemahlin und den beiden Töchtern des Eigenthümers hatte noch eine ganze Schaar von fröhlichen Gästen von dem an der Werft liegenden schmucken kleinen Fahrzeug Besitz ergriffen, so daß mit der Mannschaft sich über zwanzig Personen an Bord befanden.

Man segelte in heiterster Stimmung die Elbe hinab, passirte die „alte Liebe", wie die Landungsbrücke bei Cuxhaven seit Menschengedenken genannt wird, und rauschte dann mit günstigem Winde in die Nordsee hinaus.

Der erste Tag verging unter Frohsinn und Scherzen; man tafelte viel, trank noch mehr und genoß in vollen Zügen die hohe Freude, welche eine solche SegelpartHie an Bord eines mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgerüsteten Seebotes einem Menschen mit gesundem Körper und gesunden Sinnen zu verursachen vermag.

Auf der Höhe von Wangeroog aber änderte sich das

Wetter. Der Wind, der bisher abwechselnd aus Westen und aus Süden geweht hatte, sprang plötzlich nach Nordwesten um, und ehe die Gesellschaft es sich versah, hatte sie einen Sturm auf dem Halse, der im Nu alle Lust an Bord dämpfte und die nicht Seegewohnten schleunigst in die Kojen trieb.

Die Nacht wurde stockfinster, und da man sich in ziemlicher Nähe des durch seine Sandbänke hier sehr gefährlichen Landes befand, ließ Kapitän Legerwall das unter dichtgerefften Segeln schwer arbeitende Fahrzeug wenden und versuchte, gegen den Sturm aufzukreuzen, um während der Nacht der Küste so fern als möglich zu bleiben.

Die Wuth des Sturmes steigerte sich von Stunde zu Stunde. Die elegante Kajüte hatte sich in eine Stätte des Elends verwandelt, das in jähem Gegensatz zu der lauten Fröhlichkeit stand, die vor wenigen Stunden hier noch geherrscht hatte.

Die kurzen Wogen der Nordsee brachen unaufhörlich über die Yacht her, auf deren Deck sich außer der Mannschaft nur noch der Kapitän Legerwall und der Baron Eckenburg befand. Alle Luken waren fest geschlossen. Die Bewegungen des kleinen Fahrzeuges waren so heftig, daß Eckenburg sich nur mit Aufbietung aller Kraft an den Großwanten der Windseite festhalten und vor schwerem Sturze bewahren konnte.

„Unser Aufkreuzen hilft uns nichts," sagte der Steuermann, der von vorne kam, zu ihm. „Der Sturm setzt uns stetig gegen das Land. Ich weiß nicht, wie weit wir

von der Küste entfernt sein mögen, aber wenn wir in's flache Wasser gerathen, dann ist's Matthäi am Letzten mit der Yacht."

Der Korvettenkapitän hatte diese Worte des Steuermannes gehört. „Halten Sie Ihren Mund, Sie alter Unglücksrabe!" rief er zornig. „Ich habe auf Booten, die nicht halb so seetüchtig waren, als meines hier, schlimmere Stürme überstanden, und wenn der Wind uns auch nicht vorwärts kommen läßt, so befinden wir uns doch noch in genügender Entfernung von der Küste. Wenn's Tag wäre, dann könnten wir uns gar keinen besseren Wind zum Einlaufen in die Jahde wünschen. Jetzt ist's Mitternacht, gegen drei Uhr wird's hell, dann haben wir's überstanden."

„Ist kein Leuchtthurm hier in der Nähe?" fragte Eckenburg.

„Ein Leuchtthurm ist schon da," antwortete der Steuermann mürrisch, „wenn wir ihn aber jetzt zu sehen kriegen sollten, dann sitzen wir auch auf dem Sande."

Er hatte kaum ausgesprochen, da deutete der Korvettenkapitän mit erschreckter Geberde nach See hinaus — ein Stern leuchtete dort grell aus dem Dunkel auf.

„Wahrhaftig!" rief er. „Da ist das Friesenfeuer! Wir treiben auf die Bänke! Mußte ich darum meine Lieben und meine Freunde zu dieser Fahrt einladen, damit sie nun ihr Leben verlieren sollen?"

Fünf Minuten später saß die Yacht auf einer Sandbank, und die schäumenden, donnernden Wogen stürzten über sie her wie eine Meute hungriger Wölfe.

„Beim Friesenfeuer ist eine Rettungsstation," schrie der Steuermann. „Geben Sie uns die Magnesiumlichter und die Raketen heraus, Kapitän!"

Gleich darauf zischte Rakete auf Rakete in den heulenden Sturm empor, und es währte nicht lange, da kam vom Lande her Antwort. Ein Blaufeuer verkündete den Abgang des Rettungsbootes.

Die Passagiere waren zum Theil auf Deck gekrochen und klammerten sich hier, halb todt vor Schrecken und Angst, an Alles, was ihnen Halt gewähren konnte. Eckenburg nahm sich nach Kräften der Frauen an.

Nach einer Stunde fürchterlichsten Harrens sah man in dem leuchtenden Wogenschaum der tosenden Brandung das Rettungsboot nahen. Zehnmal wurde es von der Brandung begraben, zehnmal rang es sich wieder empor; es kam näher und näher. Endlich lag es im Lee der Yacht, und die Retter sprangen an Bord.

„Wie viel seid ihr?" rief eine mächtige Stimme, die wie das Dröhnen einer Glocke den Sturm übertönte.

„Zweiundzwanzig, darunter acht Frauen!" rief der Korvettenkapitän zurück.

„Die Frauen zuerst!" befahl der Führer des Rettungsbootes, eine gewaltige Gestalt, der unter den Ersten an Bord der Yacht gesprungen war und nun mit Riesenkraft eine der schreienden Frauen nach der anderen ergriff und in das Boot hinabreichte.

Ununterbrochen stürzte die brandende See über die Yacht her, das Deck derselben in ein wüstes Chaos verwandelnd, dennoch aber hatte Eckenburg den Mann er=

kannt, der dort kühl und ruhig, wie Einer, dem Wind und Meer gehorsam sind, das Rettungswerk förderte und leitete.

Es war Erik Hartroß.

Das Rettungsboot war voll, und noch immer befanden sich zwölf Personen auf Deck der gestrandeten Yacht.

„Wir kommen wieder!" rief Kapitän Hartroß, nachdem das Boot abgestoßen war.

Das schwer beladene Fahrzeug kämpfte sich durch die Brandung hindurch und verschwand in der tosenden Finsterniß.

„Ehe sie wieder da sind, ist's mit uns lange zu Ende," sagte der Steuermann. „Die Yacht ist schon bis an die Deckbalken voll Wasser."

Im Osten graute der Tag. Der Sturm war noch immer im Zunehmen; die Schiffbrüchigen begannen schon alle Hoffnung aufzugeben — da erspähten sie das Rettungsboot von Neuem.

Es kam heran.

„Seid schnell bei der Hand, Leute!" schrie Kapitän Hartroß herüber, indem er das Boot vorsichtig längsseit treiben ließ. Dann sprang er wieder auf das Deck der Yacht.

Einer nach dem Anderen ließ sich in das Boot hinab, mühsam und vom Wogengischt geblendet und halb erstickt.

„Halt!" schrie es herauf. „Wir sind voll, wir sind überladen! Nur Einer noch — schnell, Kapitän Hartroß!"

„Sind die Leute von der Yacht alle geborgen?" rief der Schiffer.

„Baron Wolfram fehlt noch!“ schrie der Korvettenkapitän aus dem Boote.

„Baron Wolfram? Welcher Baron Wolfram!“ donnerte Hartroß.

„Baron Wolfram v. Eckenburg!“

Im nächsten Augenblick standen die beiden Männer in der das Deck überwirbelnden Brandung, in dem graudämmernden Morgenlichte und in dem schmetternden Sturm einander gegenüber.

„Sie sind das, Baron?“ stieß der Kapitän hervor.

„Ich bin's, Sie kennen mich,“ entgegnete Eckenburg ruhig. „Das Boot kann nur noch eine Person fassen, eilen Sie, Kapitän. Ich bleibe hier; mir liegt nichts an meiner Rettung.“

Hartroß trat einen Schritt zurück.

„Noch ein Wort, ehe Sie gehen,“ fuhr Eckenburg fort. „Nur ein Wort. Lebt Anna noch und ist sie glücklich?“

„Sie lebt — aber sie ist unglücklich,“ antwortete Hartroß langsam. „Sie ist jammervoll unglücklich. Ich kann daran nichts ändern, weil ihr Herz an Ihnen hängt. Sie würde glücklich sein, wenn sie Sie hätte. Ich hoffte immer, sie noch einmal glücklich machen zu können. Jetzt kann ich's. Um Anna's willen sollen Sie gerettet werden, ich aber will mein Schicksal erfüllen, welches ist, in der See zu sterben!“

Noch ehe Eckenburg etwas erwiedern konnte, hatte der Schiffer ihn ergriffen und wie ein Kind in's Boot hinabgelassen.

„Vorwärts, Leute!“ rief er dann. „Mich könnt ihr später holen!“

Als er diese Worte rief, wußte er, daß das zurückkehrende Boot keine Planke von der Yacht mehr vorfinden würde.

Vergebens beschwor Eckenburg die Ruderleute, den Kapitän nicht allein seinem Schicksal zu überlassen; eine gewaltige Welle riß das Boot von dem gestrandeten Schiffe fort, und des Barons Rufe und Bitten verhallten in dem Gebraus der Wogen und dem Heulen des Sturmes.

Nach schwerem Kampfe erreichte das Boot die Küste; kaum waren die Geretteten gelandet, als die Mannschaft sich wieder auf die Fahrt machte, um Erik Hartroß von dem Wrack zu holen.

„Zehntausend Mark für euch, Leute, wenn ihr ihn gesund zurückbringt!“ schrie Eckenburg dem Boote nach.

Die Seeleute arbeiteten mit übermenschlicher Anstrengung, als sie aber in der Gegend anlangten, wo die Yacht auf der Sandbank gelegen hatte, da war keine Spur von dem Fahrzeuge mehr zu sehen, nur die grünen, glasigen Wogen schäumten und brandeten über der Stelle, wo Kapitän Hartroß sein Leben gelassen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Die Theilnehmer an der Vergnügungsfahrt, die ein so schlimmes Ende genommen, fanden in der Wohnung des Leuchtthurmwärters und in dem Hause der Rettungsstation eine vorläufige Unterkunft. An letzterem Orte erfuhr Eckenburg auch, daß Kapitän Hartroß vor zwei Jahren die Seefahrt aufgegeben habe, um sich zur Ruhe zu setzen; bald aber habe der an Thätigkeit gewöhnte Mann die Ruhe unerträglich gefunden und aus diesem Grunde die

Führung der Rettungsstation am Friesenfeuer, wie dieselbe nach dem Leuchthurm genannt wurde, übernommen. Sein Wohnhaus stand eine kleine Strecke landeinwärts, neben dem Flaggenmast auf dem grün umbuschten Hügel.

Eckenburg erbat sich von den Bootsleuten die Erlaubniß, der Erste sein zu dürfen, welcher der hinterlassenen Frau des Kapitäns die Kunde von dem Tode desselben überbrachte, ein Verlangen, das ihm gern gewährt wurde.

Als die Sonne über der wildbewegten See aufging, stieg er den Hügel hinan und trat in das Haus, dessen Thür offen stand. Die junge Frau hatte ihn nahen sehen.

Sie kam ihm entgegen, geisterbleich, die Hand auf das Herz gedrückt.

„Wolfram!“

„Anna!“

„Wo ist Erik?“

Er führte sie zurück in das von der Frühsonne hell erschimmernde Gemach und erzählte ihr mit tief bewegter, bebender Stimme, wie Erik Hartroß, der ihr Leben zu einem so unglücklichen gemacht hatte, den Heldentod gestorben war für ihn und für sie.

— — — — — — — — — — — —

Anna ist seit fünf Jahren bereits die Herrin und Hausfrau auf der alten Eckenburg im Thüringer Walde, geliebt von ihrem Gemahl und hochverehrt von Allen, die sie kennen. Drei fröhliche Knaben spielen um sie her, denen sie oft die Geschichte erzählen muß von dem guten, tapferen Mann, der sein Leben gelassen hatte, um den Vater zu retten, und die dann stets einstimmig und mit

Begeisterung erklären, dereinst auch einmal so brave Seeleute werden zu wollen, was die Mutter nur thränenden Auges anzuhören vermag.

Der alte Amtmann ist nach dem Tode seiner Frau zu seinem Schwiegersohne übergesiedelt; er ist jetzt ein Achtziger, hält sich aber in Bezug auf die Erziehung seiner Enkel für völlig unentbehrlich, und alle Einwendungen schlägt er triumphirend aus dem Felde, indem er herausfordernd sagt: „Was wollt ihr? Seht mein Annchen an; ist jemals ein Kind besser erzogen worden, als sie?"

Als besonderes Heiligthum aber betrachtet Baron Wolfram den zweiten Goldreif an dem schlanken Finger seiner Gemahlin, den Ehering des Kapitäns Hartroß.

Gestürzt.

Historische Skizze

von

Johannes Wille.

(Nachdruck verboten.)

Schon im alltäglichen Leben begegnet man öfters jenen eigenartigen Naturen, die mit glänzenden Geistesgaben und hervorragenden Fähigkeiten einen Alles bestechenden Humor und stets schlagfertigen Witz verbinden. Wie mit Zaubergewalt pflegen diese Eigenschaften die Umgebung anzuziehen und ihrem Träger schnell Freunde, Verehrer und Gönner zu verschaffen.

Doch gerade darin liegt eine große Gefahr für diese von der Natur Bevorzugten; denn die Welt stößt nach alter Erfahrung bald wieder von sich, was nicht ihres Gleichen ist, und andererseits verlieh das Schicksal nur Wenigen neben den hohen Fähigkeiten, mit denen es sie ausstattete, auch die kluge Mäßigung, welche verhindert, daß der Reichbegabte im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit in übersprudelnder Laune die Schranken überschreitet. Nur zu leicht verwandelt sich das noch eben harmlos erscheinende Witzwort in verletzenden Spott, und der von

ihm offen oder heimlich Getroffene behält den Stachel desselben in der Brust. Besonders verhängnißvoll pflegen solche Vorgänge den Günstlingen, wie wir solche zu allen Zeiten in der Umgebung der Fürsten antreffen, zu werden, und der selbstverschuldete Sturz solcher Männer aus der Sonnenhöhe der Gunst ist eine in der Geschichte der geheimen Hofintriguen oft beobachtete Erscheinung.

Ausgezeichnet durch scharfen Verstand, durch unübertroffene diplomatische Findigkeit und bezaubernde gesellschaftliche Talente, lenkte zu Ende des 17. Jahrhunderts Fürst Wenzel Eusebius v. Lobkowitz, Herzog von Sagan in Schlesien, das Interesse der tonangebenden Höfe Europa's auf sich. Es war demselben gelungen, sich den Ruhm eines Diplomaten ersten Ranges zu erwerben. Bereits im Jahre 1651 erhielt er im deutschen Reichsfürstenrathe Sitz und Stimme; unter Kaiser Ferdinand IV. war er Hofkriegsraths-Präsident und als Botschafter auf den Wahltag des zum römischen König erwählten kaiserlichen Prinzen Leopold nach Frankfurt a. M. abgeschickt worden. Im Jahre 1665 war er Oberhofmeister in Wien, womit zugleich die Präsidentenstelle im kaiserlichen geheimen Rathe verbunden war.

Die schwersten Arbeiten seines staatsmännischen Amtes erledigte er gleichsam spielend; stets fröhlich und munter und unerschöpflich an originellem Witz, war er der Abgott der Wiener Hofkreise. Er erstickte an keinem seiner Einfälle, es mußte Alles heraus, ohne Rücksicht auf Veranlassungen und Personen. Durch diesen aufheiternden Humor war er auch als Mensch dem Kaiser Leopold

unentbehrlich geworden. In wie hohem Maße dies der Fall war, zeigte sich bei folgendem Ereigniß, welches für den Fürsten Lobkowitz von folgenschwerer Bedeutung werden sollte.

Im Sommer des Jahres 1673 wurde Kaiser Leopold Wittwer. Fürst Lobkowitz hatte nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten Wien verlassen und sich, vom Kaiser beurlaubt, auf sein Schloß Raudnitz in Böhmen zurückgezogen, um hier im Kreise seiner Familie, fern aller Hofetikette und allen Staatsgeschäften, nur seiner Erholung zu leben. Bei der Gemahlin des Fürsten, Auguste Sophie, einer geborenen Pfalzgräfin v. Sulzbach, befand sich um dieselbe Zeit die Prinzessin Eleonore Magdalena Theresia aus dem Hause Pfalz-Neuburg, die Nichte der Fürstin Lobkowitz, zum Besuch. Mit den Vorzügen der Jugend und körperlichen Schönheit verband diese Prinzessin eine bezaubernde Anmuth und die vollendetsten Umgangsformen. Am Hofe Ludwig's XIV. erzogen, hatte sie in den Cirkeln dieses allgewaltigen Monarchen soviel Bewunderung gefunden, daß es ihr als etwas Allgewohntes erschien, stets von Neuem Männer aus den höchsten Kreisen zu ihren Füßen zu sehen.

Ein neuer glänzender Bewerber hatte sich jetzt auf Schloß Raudnitz eingefunden, Graf Lamberg, ein durch seinen Reichthum bekannter Kavalier des Wiener Hofes. Obwohl dem Fürsten Lobkowitz dieser verlebte Edelmann, dessen intriganter Charakter am Hofe gefürchtet war, nicht gerade als die geeignete Partie für seine Nichte erschien, so gebot ihm doch die Klugheit, die Werbung

des einflußreichen Gastes zu begünstigen. Doch bald darauf sollte diese Heirathsangelegenheit eine ungeahnte Wendung erhalten durch das Eintreffen eines dritten Gastes auf Schloß Raudnitz, der kein Geringerer war, als — Kaiser Leopold selbst. In einem vertraulichen Handschreiben meldete derselbe dem Fürsten, er sei gewillt, wie schon in früheren Jahren, so auch diesmal einige Tage in den Wäldern des Fürsten in dessen Begleitung der Jagd obzuliegen, um in der Gesellschaft des Freundes der „ausgestandenen Bekümmerniß“ zu vergessen.

Wenige Tage später langte der Kaiser während der Nacht auf Schloß Raudnitz an und begab sich, nachdem er auf seinen ausdrücklichen Wunsch nur mit dem Fürsten allein sein Abendessen eingenommen, sofort zur Ruhe, da man schon in der Frühe des nächsten Morgens zur Jagd aufbrechen wollte.

Als am anderen Morgen Kaiser Leopold vor dem Portal des Schlosses sein Pferd bestieg, erstaunte er nicht wenig, an der Seite seines Günstlings eine Dame zu erblicken, deren blendende Schönheit ihn sofort fesselte. Auf seinen Wink wurde ihm die Prinzessin von Lobkowitz vorgestellt. Dieser erste Eindruck gestaltete sich zu einem entscheidenden Wendepunkt für das Geschick der betheiligten Personen. Die glänzende Jagdkavalkade, die in den bereits herbstlich gefärbten Wald hinaussprengte, bildete den Ausgangspunkt einer ernsten Liebesangelegenheit, deren Held — der Kaiser war. Schon während dieses Tages wich derselbe nicht von der Seite der schönen verführerischen Amazone, und als man Abends, in das Schloß zurück-

gekehrt, sich zur Tafel setzte, erhielt die Prinzessin den Ehrenplatz an der Seite des Kaisers. Seine Worte und Blicke richteten sich nur an das schöne Weib, und als man sich nach aufgehobener Tafel von den Sitzen erhob, führte der Kaiser die kleine Hand der Prinzessin mit ritterlicher Galanterie an seine Lippen, wobei Fürst Lobkowitz mit Genugthuung bemerkte, daß dieselben „länger als es die bloße höfische Form erheischt,“ auf den rosigen Fingern ruhen blieben. Der trauernde kaiserliche Wittwer schien sich überhaupt in den nächsten Tagen um Jahre verjüngt zu haben, und obwohl Lobkowitz den Grund dieser Umwandlung nur zu genau erkannte, war er doch nicht wenig erstaunt, als der Kaiser bei einem vertraulichen Spaziergange im Parke des Schlosses den Arm in den seinen legte und ohne alle Umschweife begann:

„Ihre Nichte, mein Freund, gefällt mir mehr, als daß ich es länger verheimlichen möchte.“ — Lobkowitz verbeugte sich stumm, während der Kaiser fortfuhr: „Das Herz der Prinzessin ist doch frei?“

Als Fürst Lobkowitz dies bejaht hatte, fuhr der Kaiser im Eifer eines jugendlichen Liebhabers fort: „So dürfte für meine Wiedervermählung die Wahl getroffen sein. Behalten Sie das Geheimniß als meine rein persönliche Angelegenheit für sich. Es wäre verdrießlich, wenn politische Einmischungen meiner Herzensangelegenheit hindernd in den Weg treten sollten.“

Niemand in der Umgebung des Kaisers ahnte vorderhand, daß sich hinter den huldvollen Auszeichnungen, welche Prinzessin Eleonore genoß, eine so tiefe Herzens-

neigung und ernste Werbung verbarg. Nur Lobkowitz und die Prinzessin selbst kannten den Stand der Dinge genau, und Ersterer ermaß die Tragweite, welche diese zweite Vermählung des Kaisers mit einer so nahen Verwandten seines Hauses für seine persönliche Stellung hatte, mit klarem Blick. Dabei konnte er sich freilich nicht verhehlen, daß die Partei seiner Neider am Hofe, an deren Spitze die alten Generale, wie Montecuculi, Fürst Schwarzenberg, Lamberg und Andere standen, Alles aufbieten würde, um diese Verbindung des Kaisers zu verhindern; denn der Einfluß des Fürsten auf den Kaiser mußte im Falle der Vermählung mit der Nichte um so schwerwiegender werden, als die intimen Beziehungen der Prinzessin zum Hofe Ludwig's XIV. einen ernsten politischen Rückhalt gaben.

Fester noch knüpfte sich inzwischen das Verhältniß zwischen dem hohen Liebespaare, als der Kaiser nach einigen Tagen seine Rückreise nach Wien antrat. Während am Portal des Schlosses die Wagen bereits vorfuhren, trat der Kaiser im Saale, wo man das Frühstück eingenommen, mit der Prinzessin in eine Fensternische und steckte ihr einen kostbaren Diamantring mit den Worten an den Finger: „Möge Sie dieser Ring für die kurze Zeit, welche wir uns trennen, stets an mich erinnern.“

Daß die Herzensangelegenheit des Kaisers in der That von den Fernerstehenden unbemerkt geblieben war, zeigte sich deutlich darin, daß bald nach der Abreise desselben Graf Lamberg, der noch als Gast auf Schloß Raudnitz weilte, beim Fürsten Lobkowitz eine Unterredung verlangte.

Ohne Umschweife bat der Graf, Fürst Lobkowitz möge als nächster Verwandter seine Bewerbung um die Hand der Prinzessin Eleonore unterstützen.

Graf Lamberg, der sich in seiner selbstbewußten Weise dieser Fürsprache sicher glaubte, war sprachlos vor Erstaunen, als ihm Fürst Lobkowitz unumwunden erklärte, daß er ihm seine Zustimmung bei der seiner Nichte zugedachten Ehre versagen müsse.

„Darf man die Gründe erfahren, Durchlaucht?“ frug Graf Lamberg in kaum unterdrückter Wuth.

„Die Gründe,“ versetzte der Fürst mit dem ihm eigenen sarkastischen Lächeln, „werden Ihnen in Kurzem von selbst bekannt werden.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, verließ Graf Lamberg das Zimmer des Fürsten und reiste noch in später Nacht, ohne sich zu verabschieden, davon. Daß er sich für die Abweisung bei erster Gelegenheit an Lobkowitz rächen werde, war leicht ersichtlich.

Unmöglich aber konnte die Neigung des Kaisers und die Absicht seiner Wiedervermählung für längere Zeit Geheimniß bleiben. Bald raunte man sich im Wiener Hofkreise die romantische Begegnung in den böhmischen Wäldern in die Ohren. Aus der nicht geringen Zahl der geheimen Neider und politischen Gegner des Fürsten Lobkowitz bildete sich sofort eine festgeschlossene Partei, die es sich zur Aufgabe stellte, den Plan desselben unter allen Umständen zu vereiteln. Zunächst stellte man für die Brautkandidatur eine zweite Prinzessin auf. Es war dies Prinzessin Claudia Felicitas, Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tirol.

Dem Fürsten Lobkowitz kam dieser Widerstand durchaus nicht unerwartet. Schnell traf er seine Maßnahmen, in diesen aber machte er einen folgenschweren Fehler. Verleitet durch den verführerischen Glanz, der Ludwig XIV. von Frankreich umstrahlte, trat er mit diesem rücksichtslosesten Feinde Deutschlands in geheime Unterhandlungen, um dessen Unterstützung bei der Heirathsangelegenheit zu gewinnen. Ludwig XIV., der durch die Prinzessin Eleonore direkten Einfluß auf den deutschen Kaiser zu gewinnen hoffte, begrüßte den Plan des Fürsten natürlich mit Freuden und versprach seinen ganzen Einfluß für die Vermählung Kaiser Leopold's mit Prinzessin Eleonore aufzubieten.

Graf Lamberg stand währenddessen an der Spitze der Verbindung, die sich den Sturz des Fürsten Lobkowitz zur Aufgabe gestellt hatte. Zunächst suchte man das unbedingte Vertrauen, welches Fürst Lobkowitz beim Kaiser genoß, zu erschüttern. Es war bekannt geworden, daß des Fürsten Geheimsekretär, Ferri mit Namen, den Briefwechsel mit dem französischen Hofe leitete. Bei der Abneigung Leopold's gegen die Politik Frankreichs und ihre Einmischungen in Deutschland war es sicher, daß Lobkowitz fallen würde, wenn man sich schriftliche Dokumente von der Hand des Fürsten, die das Einvernehmen desselben mit dem französischen Hofe darlegten, verschaffen und dem Kaiser unterbreiten könnte. Durch geheime Späher ließ man daher die Person des Geheimsekretärs Ferri Tag und Nacht beobachten. Lobkowitz ahnte das nicht und sandte eines Tages seinen Sekretär in eigener Person mit einer

Anzahl wichtiger [illegible]
Grenvonville.

Der vorsichtige [illegible]
der Nacht vom 9. [illegible]
Von zwei bewaffneten [illegible]
nächst die Stadt [illegible]
sichtsmaßregeln war [illegible]
bemerkt worden. [illegible]
hinter sich, als er [illegible]
folgender Weise in [illegible]
Befürchtung, daß ihm [illegible]
nur zu bald [illegible]
er hinter sich [illegible]
eine verzweifelte [illegible]

Der [illegible]
folger weit [illegible]
auf glücklichen [illegible]
über Stein[illegible]
Reiter [illegible]
Verfolger [illegible]
Der [illegible]
die [illegible]
gouver[illegible]
traten [illegible]

[illegible]

ten für das Netz, welches ihn in die Hände seiner Feinde lieferte.

Lobkowitz war als der liebenswürdigste Wirth bekannt. Auch an diesem Abend war er von bezaubernder Laune und übersprudelndem Witz. In fröhlicher Weinstimmung flossen unaufhörlich Scherze und Witzworte über seine Lippen. Er ahnte nichts von dem Schicksal, welches zu derselben Zeit seinen Sekretär ereilte, ebenso schien er nicht zu merken oder nicht merken zu wollen, daß unter den lachenden Gesichtern seiner Gäste manches mit lauerndem Blick sein Verhalten beobachtete und spähende begierige Ohren alle seine Worte auffingen. Ein Kreis von Damen hatte sich um den Fürsten geschlossen. Man hatte soeben über die bevorstehende Wiedervermählung des Kaisers seine Ansichten laut werden lassen und die Vorzüge beider zur Wahl gestellten Prinzessinnen hervorgehoben.

Nun wußte man allgemein, daß die Prinzessin Claudia Felicitas häßlich war. Man hütete sich jedoch wohl, diesen Punkt zu berühren, und eine der Hofdamen bemerkte: „Prinzeß Claudia soll die Tugendhaftigkeit selbst sein."

Um den Mund des Fürsten spielte bei dieser Bemerkung der Allen bekannte ironische Zug. „Die Tugendhaftigkeit selbst," lautete seine Gegenrede, „gewiß, ohne Zweifel. Aber ist das ein Wunder bei einem Gesicht, wie es diese Prinzessin besitzt?"

Am anderen Morgen bereits machte die beißende Bemerkung des Fürsten die Runde im Hofkreise, und der Kaiser, sowie Prinzessin Claudia Felicitas waren nicht die Letzten, welchen die Aeußerung des Fürsten zu Ohren kam.

Wie es scheint, hatte sich der Fürst damals seiner Sache völlig sicher geglaubt und es für unmöglich gehalten, daß die Wahl seines Kaisers doch noch auf diese Claudia Felicitas fallen könne. Und doch sollte bereits im Laufe der nächsten Tage das Unerwartete eintreten. — Unmittelbar nach der Gefangennahme Ferri's begab sich eine Deputation, bestehend aus den kaiserlichen Räthen Fürst Schwarzenberg, Graf Lamberg, Graf Zinzendorf, Montecuculi, Hofkanzler Hocher und Sekretär Abele in die Wiener Hofburg und verlangte bei Kaiser Leopold „in einer nicht aufzuschiebenden Angelegenheit" Audienz. Bis spät in die Nacht hinein dauerten die gepflogenen Berathungen.

„Kaiserliche Majestät sind schlecht berathen gewesen," erklärte Montecuculi, indem er die aufgefangenen Briefe des Fürsten an den französischen Gesandten entfaltete, „der Vertraute Eurer Majestät war ein Verräther, der Eurer Majestät Huld gegen eine Dame zu reichsfeindlichen Absichten zu mißbrauchen gedachte."

Zu gleicher Zeit spannte man im Staatsgefängniß den unglücklichen Sekretär Ferri auf die Folter, um von ihm mündliche Aussagen über Lobkowitz, die ihn einer verrätherischen Handlungsweise schuldig erweisen könnten, zu erhalten. Der treu ergebene Diener erduldete jedoch alle Qualen mit heldenhafter Standhaftigkeit und schwieg.

Dennoch besiegelte die Audienz den Sturz des kaiserlichen Günstlings. Bereits an einem der nächsten Tage wurde die Verlobung Kaiser Leopold's mit Claudia Felicitas öffentlich verkündet.

Wenn ein Weib Alles zu vergessen vermag, eine verletzende Kritik ihres Aeußeren verzeiht sie nie. Für die kaiserliche Braut war jetzt der Augenblick der Rache gekommen, die heiß in ihrer Brust loderte. Was sie als erste Huldbezeugung von ihrem kaiserlichen Bräutigam erbat, war die sofortige Verweisung des Fürsten vom Hofe.

In einer Vormittagsstunde des 17. Oktober fuhr Fürst Lobkowitz wie gewöhnlich zur Sitzung des geheimen Rathes. Als er eintrat, fand er die bereits oben genannten Herren in feierlichem Schweigen vor. Sein Gruß fand keine Erwiederung. Dagegen erhob sich der Hofkanzler Hocher und verlas mit lauter Stimme folgendes Dekret: „Es wird dem Fürsten Lobkowitz hierdurch auferlegt, nachdem er seiner Ehren und Würden entsetzt, innerhalb dreier Tage sich vom Hofe und der Stadt zu machen, zu Raudnitz in Böhmen auf seinem Gute als ein Exulant sich aufzuhalten und von da sich nicht wieder wegzubegeben noch mit einem Menschen Briefe zu wechseln. Die Ursache dessen soll er nicht begehren zu wissen; würde er sich aber nicht gehorsam erzeigen, so soll er gar seines Lebens und aller Güter verlustig sein."

Nach Verlesung dieses Schriftstückes faltete der Hofkanzler dasselbe zusammen und überreichte es dem sprachlosen Fürsten. Zugleich nestelte Hocher eigenhändig den Orden des goldenen Vließes, welchen Lobkowitz trug, los und erklärte, daß der Kaiser seine vom Staate erhaltenen Güter eingezogen habe.

Lobkowitz stand bleich wie ein Marmorbild. Als sich

die Herren von ihren Sitzen erhoben, schlug er seinen Mantel dicht um sich und verließ schweigend den Saal. Er fuhr geradeswegs zum Hause des kaiserlichen Beichtvaters, Pater Emerich, bei welchem er auch zu Mittag speiste, und kehrte gegen Abend in seine Wohnung zurück. Hier ließ er sich während der nächsten beiden Tage von Niemand sehen. Am dritten Tage rückten in der ersten Morgenfrühe drei Kompagnien Dragoner vor die Wohnung des Fürsten. Zugleich hielt vor dem Portal eine einfache Kalesche. Ein Hauptmann mit einigen Offizieren holte den Fürsten aus seinen Gemächern herab. Nachdem er in dem offenen Wägelchen Platz genommen, bewegte sich der Zug unter großem Zulauf des Volkes nach dem Thor, wo ein Theil der militärischen Begleitung umkehrte, während die Uebrigen den Wagen bis nach Böhmen begleiteten.

Nachdem der Verbannte in Raudnitz angelangt war, erhielt der böhmische Statthalter, Graf Martinitz, vom Kaiser den strengsten Befehl, dafür Sorge zu tragen, daß dem Fürsten jeglicher Briefwechsel abgeschnitten werde.

Der Fürst nahm in seinen Verbannungsort das Edelste mit, was er besaß: seine bedeutende geistige Begabung, sein Wissen und seinen unverwüstlichen Humor. Mit welcher heiteren Fassung er sein Unglück ertrug, zeigt folgender Zug. Er ließ sich in seinem Schlosse ein Zimmer herrichten, dessen eine Hälfte prächtig ausgestattet war, während die andere Hälfte einer dürftigen Hütte glich. Mit der Heiterkeit eines stoischen Philosophen pflegte er seinen Freunden, die ihn besuchten, zu erklären: „Die prächtige Hälfte meines Zimmers, welche ich nie

betrete, erinnert mich an den verflossenen Glanz meines Lebens; des genossenen Glückes soll man dankbar eingedenk sein, wenn uns darauf das Schicksal nach unabänderlicher Fügung Entbehrung schickt, wie sie diese dürftige Hälfte meines Zimmers vorstellt."

Das Geschick des ungewöhnlichen Mannes hatte jedoch mit dieser Verbannung seinen Abschluß noch keineswegs erreicht. Durch eine Verkettung der merkwürdigsten Umstände sollte er noch wie der Held einer Tragödie enden. — Nach einer kurzen Herrlichkeit starb im Jahre 1676 seine Todfeindin, die Kaiserin Claudia. Zum zweiten Male war Kaiser Leopold Wittwer geworden. In dem Herzen des Kaisers lebte wieder das Bild der schönen Nichte des Fürsten auf, und das Seltsame geschah: am 14. Dezember des Trauerjahres führte Kaiser Leopold die schöne Eleonore von Pfalz-Neuburg als Gemahlin heim.

Welche Gefühle mögen die Brust des Verbannten bestürmt haben, als die überraschende Kunde von der dritten Vermählung des Kaisers nach Schloß Raudnitz gelangte! Die Nichte des Fürsten nun doch auf dem Throne: das bedeutete Freiheit und neue Größe! Würde nicht die Kaiserin dem Oheim, der ihrethalben Rang und Reichthum verlor, Genugthuung zu verschaffen suchen?

Die Gegner des Fürsten dagegen wußten, daß Lobkowitz, sobald er wieder zu seiner früheren Machtstellung bei Hofe gelange, auf alle Fälle Rache an ihnen nehmen würde. Es war daher Alles für sie verloren, wenn sie nicht schnell die Ausführung der Zurückberufung zu vereiteln wußten. Und sie verstanden es nur zu gut.

Es war am 24. April 1677, als von der Kaiserin Eleonore gesendet ein Kavalier in Schloß Raudnitz erschien, um dem Fürsten ein kaiserliches Handschreiben zu überbringen. Der Inhalt des Schriftstückes versicherte den Fürsten der alten kaiserlichen Huld in ihrem ganzen früheren Umfange. Allein sie kam — zu spät. Der Kavalier fand das Schloß in tiefer Trauer und Bestürzung, denn Fürst Lobkowitz war zwei Tage zuvor — gestorben und lag bereits aufgebahrt im Schlosse seiner Väter.

Der jähe, unerwartete Tod des noch in voller Manneskraft stehenden Mannes mußte sofort den Verdacht aufsteigen lassen, daß sein Ende kein natürliches gewesen sei, und wenn man auch die Spur seiner Mörder nicht nachzuweisen vermochte, so ließ sich doch seine Vergiftung feststellen, und unzweideutig wird diese seine Feinde schwer belastende Anklage in glaubwürdigen Aufzeichnungen damaliger Schriftsteller öffentlich erhoben.

Kaiserin Eleonore hatte somit ihren Dank an die Person des unglücklichen Fürsten nicht abzutragen vermocht. Dagegen erhielt die Wittwe des Fürsten, Auguste Sophie, die eingezogenen Güter wieder zurück. Außerdem wurde der älteste Sohn des Fürsten Lobkowitz an den Hof nach Wien berufen, und stieg in kurzer Zeit bis zu den höchsten Stufen äußerer Würde, vom Oberhofmeister der Kaiserin zum Prinzipalkommissarius des Regensburger Reichstags, empor.

Das Andenken an das merkwürdige Geschick des bedeutenden Mannes ist durch den lebhaften Antheil, den seine Zeitgenossen daran nahmen, gesichert worden. Der

Schlüssel zu demselben aber ist in seinem Charakter zu finden, dessen Schwächen und Vorzüge Pufendorf, damals schwedischer Gesandter am Hofe zu Wien, in den Worten würdigt:

„Lobkowitz ist ein Mann von großem, scharffinnigem Geist, aber — wenn ich ohne Scheu sagen soll — non sine mixtura dementiae (nicht ohne Beimischung von Thorheit), hat auch durch seine wunderliche Konversation und ungewöhnlichen modum agendi (ungewöhnliches Benehmen) bei denen, so ihn recht kannten, sich den Namen eines Fantasten zuweg gebracht. Er traute sich allzuviel zu und — indem er auf seine Erfahrung pochete — verachtete er Andere neben sich, machte sich auch nichts daraus, Andere ohne Noth zu offendieren (beleidigen), weßwegen auch seine Verbannung von Vielen nicht beklagt worden ist."

Völker untereinander.

Eine ethnographische Plauderei.

Von

Silvester Frey.

(Nachdruck verboten.)

Es ist ebenso lehrreich wie interessant, den Unterschieden nachzuspüren, durch welche sich die einzelnen Völkerschaften Europa's von einander abheben. Der Mensch ist zwar wesentlich derselbe unter allen Zonen, aber leugnen

läßt sich trotzdem nicht, daß es außer der Sprache doch noch eine Anzahl von hervorstechenden äußeren Merkmalen gibt, durch welche sich die einzelnen Völkerschaften Europa's oder die Nachkommen derselben auf anderen Erdtheilen unterscheiden.

Am leichtesten, so behaupten tüchtige Forscher auf dem Gebiete der Völkerkunde, soll sich die Nationalität des Individuums daran erkennen lassen, wie es sich aufführt, wenn es in Zorn gerathen ist. Der Franzose schreit, schimpft, gestikulirt lebhaft und besänftigt sich schließlich, der Deutsche schlägt zu mit der Faust oder mit dem Stocke, der Engländer boxt sich, der Nordamerikaner gebraucht den Revolver, der Italiener und Spanier sticht mit dem Stilet oder Dolchmesser, der Irländer beißt Nasen und Ohren ab, wenn er es nicht vorzieht, mit dem Daumen dem Gegner das Auge auszudrehen.

Noch mehr als beim starken Geschlecht, offenbart sich jedoch die Zugehörigkeit zu der betreffenden Nation bei dem zarten.

Campençon, der berühmte französische Physiologe, will in der Hand denjenigen Körpertheil erkennen, welcher den sichersten Aufschluß in diesem Punkte gewährt. Stand vorhin der Irländer auf der untersten Stufe, so genießen seine Frauen und Töchter dafür den Vorzug, die schönsten Hände zu besitzen. Nächst ihnen verdienen nach dem Urtheile des Franzosen die Polinnen den Preis. Die Engländerinnen haben zu fleischige und volle Hände, die Nordamerikanerinnen zu schmale und lange, die Deutschen zu kurze und breite. Was endlich die romanischen Völker-

schaften anbetrifft, so erkennt der Gelehrte den ersten Rang seinen Landsmänninnen zu, während er die Italienerinnen und Spanierinnen erst hinterher stellt. In jedem Falle aber treten bei der Frau Eigenschaften lebhaft hervor, aus welchen der wißbegierige Beobachter, noch bevor sie ein Wort gesprochen haben, mehr oder minder leicht erkennen kann, zu welcher Nation er sie zählen soll. Die Französin heirathet aus Berechnung, die Engländerin, weil es üblich ist, die Deutsche aus Liebe. Die Französin liebt bis zum Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche ewig. Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin in die Kirche, die Deutsche in die Küche. Die Französin hat Geist und Phantasie, die Engländerin Intelligenz, die Deutsche Gemüth. Die Französin kleidet sich mit Geschmack, die Engländerin geschmacklos, die Deutsche bescheiden. Die Ueberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, die der Engländerin im Kopfe, die der Deutschen im Herzen.

So läßt sich also die nationale Verschiedenheit an allerhand Merkmalen, welche der Uneingeweihte nicht gewahrt, weiter verfolgen. Als charakteristisches Moment will Gerhard Rohlfs unter Anderem die Art und Weise erblicken, wie der Mensch ißt. Das Urtheil eines Mannes, welcher „so vieler Menschen Städte gesehen", hat wohl ein Anrecht darauf, gehört und gewürdigt zu werden. „Es sind," sagt er, „verhältnißmäßig wenige Jahre her, daß man beim reisenden Publikum an den Speisetischen den Engländer sofort vom Amerikaner unterscheiden konnte. Ersterer aß nur mit der rechten Hand, während der Yankee

die Gerichte mit beiden Händen bearbeitete und sich besonders dadurch auszeichnete, daß er alle Bissen mit dem Messer in den Mund schob. So wie der Kalifornier mit der Rechten sein Stück Fleisch abgeschnitten hat, führt er es auch schon mit der Linken zum Munde; das geht Schlag auf Schlag oder vielmehr Schnitt auf Schnitt.“ Rohlfs ist übrigens der Meinung, daß die augenblicklich von den meisten der Kulturvölker angenommene Sitte, ausschließlich mit der Linken zu essen, aus Nordamerika stamme. Er leitet sie von der Geflissenheit des Yankee, mit der Zeit haushälterisch umzugehen, ab. Da man in Amerika mehr als anderswo den Grundsatz „Zeit ist Geld“ zu schätzen weiß, gewöhnte man sich sehr schnell daran, mit der Rechten die Speise zu zertheilen, mit der Linken jedoch sie zu Munde zu führen. Das geht um ein Beträchtliches eiliger, als wenn man, wie in früherer Zeit, erst das Fleisch zerschneidet, dann das Messer bei Seite legt und schließlich mit der Rechten ißt. Anders der gesammte Osten, wo es nicht allein für unschicklich, sondern zum Theil, wie in Hindostan, sogar für eine Sünde gilt, wenn man auch nur den winzigsten Bissen mit der Linken zum Munde führen würde.

Was die nationalen Speisen anbetrifft, so hat sich die Fertigkeit in der Zubereitung derselben ebenso wie das Wohlgefallen daran zumeist über die Landesgrenzen hinaus verbreitet. Das „Gullasch“ der Magyaren wird heute in ganz Deutschland gegessen, und selbst die Franzosen gehen in ihrem Chauvinismus keineswegs so weit, daß sie das Sauerkraut, nach gut deutscher Manier hergestellt, ver-

schmähen sollten. Um charakterische Unterschiede auf diesem Gebiete herauszufinden, muß man deshalb Völkerschaften aufsuchen, wo eine solche Nivellirung des Geschmacks noch nicht Platz greifen konnte. So besteht das Lieblingsgericht der Brasilianer aus Ameisen in mancherlei Zubereitungen. Entweder dämpft man sie in Butter oder sie werden handvollweise geröstet und mit einer Sauce übergossen. Auf den Inseln Westindiens ißt man den Dattelbaum-Rüsselkäfer. Die charakterische Schüssel des Mexikaners bilden die Eier eines Wasserinsekts, welches allein in den Teichen dieses Landes vorkommen soll. Dieses sonderbare Kulturvolk ist nicht wenig stolz darauf, daß sein Nationalgericht nirgends nachgeahmt werden kann. Das Lieblingsgericht der Buschmänner besteht in Raupen, das der Indianer in gerösteten Heuschrecken, während die echten Feinschmecker unter den bezopften Söhnen des himmlischen Reiches der Verwandlungshülle des Seidenwurms eine Zubereitung zu geben wissen, welche wegen ihrer Absonderlichkeit allerdings schwerlich in eine andere Küche Eingang finden dürfte.

Allerliebst nehmen sich die Ergebnisse aus, zu welchen eine gewissenhafte Beobachtung hinsichtlich der Redensarten der Völkerschaften gelangt ist. Um nicht zu allgemein zu werden, will ich mich in diesem Punkte auf Nationen beschränken, welche von der Kultur nicht gar zu abseits liegen. Der Russe wiederholt stets das Wort „Nitschewo“, zu deutsch: „Thut nichts!“ und man darf wohl sagen, daß sich daraus ein beträchtlicher Theil seines Nationalcharakters erklären läßt. Aehnlich meint sein

Feind und Nachbar, der Türke, zu Allem, was geschieht: „Jok, jok — das ist mir gleich!“ Man braucht auch nur den Boden des türkischen Reiches zu betreten, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß diesen Leuten in der That Alles gleichgiltig ist. Wege, Brücken und Städte zerfallen; geldbringende Unternehmungen werden eines augenblicklichen Vortheils wegen zerstört; die besten Industriezweige durch alberne Steuern unmöglich gemacht; das ganze Land verödet, aber der Türke bleibt dabei: „Das ist mir gleich!“

Man kann keinen größeren Gegensatz hierzu ausfindig machen, als die Redensarten, welche der Nordamerikaner beständig und gern im Munde führt. Sein Lieblingswort ist: „Go ahead — vorwärts!“ Er sagt nicht, wie der bedächtige Deutsche: „Ich glaube, meine, halte dafür,“ sondern: „Ich rechne — I calculate,“ wodurch er gewissermaßen sich selbst zwingt, seine Gründe mathematisch abzuwägen und zusammenzustellen. In demselben Geiste setzt er zu seinen Aussprüchen gerne hinzu: „It is a fact — das ist eine Thatsache,“ womit, wie mit den beiden andern Redensarten, sehr bezeichnend der Grundcharakter dieser rastlosen, rührigen, phantasielosen, materiellen Nation angedeutet ist.

Von den Deutschen wurde in den Zeiten ihrer Zersplitterung behauptet, daß die Mainlinie sie auch in Bezug auf solche allgemein üblichen Redensarten ziemlich auffällig scheide. Während man im Süden das: „Ich thue nicht mit,“ besonders oft im Munde führte, pflegte der Norddeutsche gern: „Bange machen gilt nicht“ zu sagen, der Oesterreicher dagegen bei jeder Gelegenheit: „Meiner

Seel'" auszurufen. Ein gründlicher Kenner unserer kleinen Leute will die Beobachtung gemacht haben, daß dieselben beim Herannahen der Weihnachtstage unfehlbar die Eigenarten ihrer Nationalität verrathen. „Fragst Du einen kleinen Franzosen, was er sich wünscht, so antwortet er selbstverständlich: ‚Eine Trommel!‘ Der kleine Engländer bittet um ein Schiff, das deutsche Kind ersehnt ein Buch, während das Kleine, welches Wien zu seiner Vaterstadt hat, sicher in beredten Worten das Verlangen nach einem — Hanswurst ausspricht."

Ein sehr wichtiges Moment, sofern es sich um die Unterscheidung der einzelnen Völkerschaften von einander handelt, ist ferner der Geschmack. Als die erste Weltausstellung zu Paris stattfand, offenbarte sich die Verschiedenheit desselben in einer Weise, welche vielfach ästhetisch beleuchtet worden ist. Die Franzosen hatten damals alle Schattirungen ihrer Lieblingsfarbe, roth, erschöpft. „Die Hauptmauern," so schrieb ein geistvoller Feuilletonist, welcher zuerst auf diese charakteristische Unterscheidung aufmerksam machte, „sind braunroth, die Geschichte der Arbeit ist dunkelroth, die Säle der modernen Kunst sind granitroth; die Räume, wo die Erzeugnisse der Industrie untergebracht sind, trompeten in allen Tönen von roth." Vielleicht aus nationaler Eifersucht, aber jedenfalls mit feiner koloristischer Würdigung hatten die Engländer grün gewählt. Ihr Kunstsalon, welchen sie äußerst sorgsam behandelt hatten, trug diese Farbe. Gediegenheit und Brauchbarkeit waren die Merkmale, welche sich dem Beschauer aufzwangen. Rußland trat in schwerer mon-

golischer Pracht auf; ein größerer Gegensatz als zwischen seinem Geschmack und demjenigen Italiens ließ sich überhaupt nicht herausfinden. Hier das uralte Asien in seinen schwerfälligen Formen, dort eine glückliche Wiedergeburt der graziösen Erbschaft der Griechen und Römer. Sehr augenfällig offenbarte sich die Geschmacklosigkeit der Natiönchen Südosteuropa's, welche es sich, trotz ihrer Halbkultur, gleichwohl nicht nehmen ließen, auf dieser Weltausstellung vertreten zu sein. Um so mehr traten die deutschen Staaten in den Vordergrund. Oesterreich, welches damals noch zu denselben gezählt wurde, erschien in sehr ernsten, würdigen, geradezu melancholischen Farben: durchgängig dunkelgelbe Wände mit schwarzem Laube, während Preußen für seine Säle helle, glänzende, feinabgestufte Töne gewählt hatte; es trat auf wie in einer festen, glänzenden Rüstung, auf welcher seine schwarzen Adler einen stolzen, für die damaligen Zeiten fast drohenden Charakter einnahmen. Bayern, Württemberg, Baden, Hessen traten damals allerdings noch als vollkommen selbstständige Staaten auf, aber wie wenn sie ihre politische Haltung schon prophetisch andeuten wollten, erglänzten die Säle, in welchen die Erzeugnisse ihrer Kunst und ihres Gewerbefleißes ausgestellt waren, in einer dem preußischen Geschmack sich deutlich anschmiegenden Heiterkeit.

Zuweilen verdichtet sich der Geschmack einer Nation gegenüber demjenigen einer anderen in Bezug auf einen ganz bestimmten Fall. Man hat herausgefunden, daß dies merkwürdigerweise die — Tabakspfeife sei. Da augenblicklich so ziemlich die Bewohner unseres Planeten auf

irgend eine Weise dem Rauchgötzen fröhnen, so ist die Art, wie jedes Volk dies thut, wohl darnach angethan, ein charakteristisches Unterscheidungsmittel an die Hand zu geben. Einen Kulturmesser, wie das eingefleischte Verehrer der wohlduftenden Krautstaude absolut wollen, braucht man in der Tabakspfeife allerdings nicht zu finden; dafür stehen uns denn doch ganz andere Gesichtspunkte zur Verfügung.

Da ist vor Allem der Briefverkehr, in welchem England noch immer obenan steht, um alsdann Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Italien und Rußland hinter sich folgen zu lassen. Was die Ausdehnung des Eisenbahnverkehrs betrifft, so ist Deutschland an die erste Stelle zu setzen; England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Spanien und Italien folgen darauf. Will man die Fremdenbewegung als Kulturmesser ansehen, so muß man Frankreich die Palme zuerkennen, welches bei einer Bevölkerung von noch nicht 38 Millionen Menschen eine volle Million von Angehörigen fremder Staaten aufweist; erst dann kämen Deutschland, wo bei 48 Millionen 270,000, und England, wo bei 27 Millionen nur 140,000 Fremde anwesend sind.

Auch im Streichholzverbrauch, aus welchem die moderne Anschauung gleichfalls einen Schluß auf den jedesmaligen Kulturstand ziehen will, nehmen unsere Nachbarn jenseits der Vogesen die erste Stelle ein, da jeder Franzose täglich fünfzehn Streichhölzer zu benützen pflegt; dagegen verreibt der Deutsche in derselben Zeit elf, der Schwede neun, der Engländer acht derselben; boshafte Leute be-

haupten allerdings, daraus gehe höchstens hervor, um wie viel schlechter die Zündhölzer in Frankreich als in den übrigen Staaten seien.

Wenn schließlich die Sorge um die Hinterbliebenen ein Kulturmesser ist, muß England zuerst genannt werden, welches an Kapitalien, welche in Lebensversicherungen niedergelegt sind, die gewiß ansehnliche Summe von 10,400 Millionen Mark aufweist; es reihen sich darauf an Deutschland mit 3484, Frankreich mit 2871, Oesterreich mit 1170, Rußland mit 275 und schließlich Skandinavien mit 265 Millionen.

Sehr wesentlich erscheint auch die Art und Weise, wie die einzelnen Völkerschaften die Kinder erziehen. Die Ausführungen, welche von fachmännischer Seite gemacht wurden, mögen an dieser Stelle in einiger Ausführlichkeit Platz finden: „Das englische Kind wird nicht verzärtelt; sein Körper darf sich schon früh in solchen Spielen üben und kräftigen, welche dem Organismus eine gewisse Festigkeit, dem Geiste Unternehmungslust und Energie verleihen. Das Spiel des Kindes ist schon eine Art Sport; der Knabe, doch auch das Mädchen, darf sich, so lange die Familie der Gesundheit wegen an der Seeküste weilt, in den Künsten des Schwimmens und Bootfahrens üben; noch ganz kleine Kinder sieht man stundenlang mit ganz nackten Füßchen im kalten Wasser des Strandes herumwaten; die Knaben beschäftigen sich mit dem Schlagen und Werfen des Balles, mit Bogenschießen und Wettlauf. Dabei gewöhnen sich die Mädchen an eine ruhige Häuslichkeit, denn der englischen Familie ist das Haus das traute Heim, dessen

engeren Kreis im stillen Zusammenleben schon das jugendliche Gemüth schätzen lernt. Die Mutter hält sehr auf Ernst und gemessenes Benehmen.

Einen ganz anderen Geist zeigt das Erziehungswesen in Frankreich. Ueber dasselbe berichtet ein guter Beobachter, ein Engländer, Folgendes: „Von ihren ersten Kindertagen an leben die Mädchen an der Seite demonstrativer Mütter, die, was sie denken und fühlen, mit einer natürlichen Unverhohlenheit zeigen und aussprechen, deren sie sich schwerlich klar bewußt sind. Die Kinder erben nicht blos diese Neigung, sondern werden auch durch Beispiel und Verkehr, sogar durch Unterweisung dazu angeleitet, sie in ihren eigenen kleinen Herzen weiter zu entwickeln. Erregbar geboren, werden sie auch zur Erregbarkeit erzogen. Man sagt ihnen, daß Erregbarkeit, wenn sie gut ausgedrückt und auf würdige Gegenstände gelenkt wird, eine Quelle der Freude, der Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit ausmacht. Und der unmittelbare Einfluß der Mutter wird um so stärker, als es fast allgemeine Sitte der Französinnen ist, ihre Kinder fast Tag und Nacht um sich zu haben. Die Mädchen sind in Frankreich überall das Spiegelbild ihrer Mütter.“ Nach einigen Abschweifungen auf die Unterschiede in den verschiedenen Bevölkerungsschichten bemerkt der Verfasser dann weiter: „Nirgends in der Welt werden die Kinder so verzärtelt wie in Frankreich, und die mütterliche Liebe geht hier häufig bis zur Einfalt und Narrheit. Allein in dem beständigen Umgange mit der Mutter eignet sich das französische Mädchen vieles an, was ihm im späteren Leben zum Vortheil

gereicht: die Gewohnheit der Rede, die Kunst der leichten Konversation, Manieren und Takt, sogar eine gewisse Menschenkenntniß. Von der Wiege an lernt das Mädchen ein Weib werden." — Viel härter lautet das Urtheil über die Erziehung der Knaben in Frankreich. Im Allgemeinen besäßen sie etwas Mädchenhaftes. Das käme daher, daß sie nicht wie ordentliche Knaben sich miteinander balgen dürfen. Selten versteigen sie sich weiter als bis zum Kratzen. Wenn aus ihnen gleichwohl gute Soldaten würden, so sei das allein der militärischen Disziplin zu danken.

Rußland bietet, wie überhaupt in kultureller Beziehung, so besonders in der Unterweisung des heranwachsenden Geschlechts, unvermittelte Gegensätze. Die gebildeten Schichten erziehen ihre Söhne und Töchter im Sinne des Westens; das Kind plappert von der frühesten Jugend an französische Verse. Um so tiefer steht der Unterricht in den Volksschulen. -- Von uns Deutschen glaubt man gemeiniglich, daß die Erziehung, welche wir unseren Kindern geben, für die übrigen Völkerschaften geradezu nachahmenswerth sei. Das haben die Franzosen selbst eingeräumt, als der krankhafte Haß, welchen sie augenblicklich wider uns empfinden, ihr Urtheil noch nicht getrübt hatte. Denn zu den Objekten, welche auf der ersten Pariser Weltausstellung die unumwundene Bewunderung und Anerkennung von ganz Frankreich einernteten, gehörte vor Allem das deutsche Volksschulhaus.

Steigen wir höher hinauf, um nachzuforschen, wie sich diese Nationen in wissenschaftlicher Hinsicht zu einander verhalten, so kommen vorzugsweise drei Hauptströme der-

selben in Betracht: der englische, der französische und der deutsche. Die wissenschaftlichen Werke jedes dieser Völker sind charakteristisch und weisen unterscheidende Merkmale auf. Augenblicklich ist der deutsche Einfluß in der wissenschaftlichen Welt maßgebend, wie es zu Anfang dieses Jahrhunderts der französische gewesen ist, doch ist die Herrschaft Deutschlands in der Gedankenwelt des Abendlandes weit ausgedehnter und viel mächtiger, als es diejenige Frankreichs selbst zur Zeit seiner allergrößten Entfaltung jemals gewesen. „Wie die Lernbegierigen," so urtheilt ein amerikanisches Fachblatt, „einst nach Paris strömten, so eilen sie jetzt nach Deutschland, bringen dann in ihre eigenen Länder die Begriffe deutschen Wissens zurück und bemühen sich, dieselben nachzuahmen, zu erweitern und ihnen gleichzukommen. So sind deutsche Ideen nach außen gedrungen und haben sich in fremden Ländern eingebürgert. Die deutsche Wissenschaft besitzt unter allen Umständen unterscheidende Merkmale. Der Gelehrte in ihr ist vor Allem Forscher. Er gewinnt seine Stellung innerhalb der Wissenschaft durch die neuen und besonderen Untersuchungen, welche er anstellt. Will er sich auszeichnen, so muß er etwas entdecken, was die Wissenschaft in der That fördert. Um dies zu können, muß er vor Allem mit den Errungenschaften vertraut sein, welche vorher auf seinem Gebiete gemacht wurden. Der deutsche Gelehrte verräth außerdem eine genaue Kenntniß derjenigen Aufgaben, welche sich augenblicklich für ein Studium am besten empfehlen, welche der Lösung bedürfen, einen Schritt weiter führen oder eine Lücke ausfüllen.

Im Gegentheil zu ihren Stammesgenossen zeigen sich die Engländer in der Wissenschaft mehr dilettantisch als berufsmäßig. Die Mehrzahl der Gelehrten verliert nach den Studienjahren den Zusammenhang mit den Hochschulen. Die betreffenden wissenschaftlichen Schriften leiden denn auch augenfällig genug unter den Wirkungen einer solchen Trennung; es fehlt eben die umfassende Bekanntschaft mit den übrigen Forschungen, welche inzwischen gewonnen worden. Dagegen sind die Engländer praktischer in der Verwerthung ihrer wissenschaftlichen Errungenschaften. Während der Deutsche dieselben meist nur für einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Gelehrten erobert, beutet sie der Engländer nach Kräften für die große Menge aus. Die wissenschaftliche Arbeit des Deutschen ist gründlich, weitschweifig und vertieft, der Engländer stößt alle Unklarheiten ab und macht sie allgemein verständlich. Noch übertroffen wird er vielleicht in dieser Hinsicht von dem Franzosen, welcher durch eine berückende, oft geradezu glänzende Darstellung die Mängel der Forschung sehr geschickt, aber auch sehr gefährlich zu verdecken weiß. Denn im Allgemeinen sind die Franzosen hinter den großen Bewegungen der letzten Jahre sehr augenfällig zurückgeblieben. Die meisten Männer der Wissenschaft treten heute mit einem gewissen Mißtrauen an die Ergebnisse französischer Forschungen heran.

Nicht wenig trägt dazu die absichtliche Vernachlässigung bei, welche man jenseits der Vogesen denjenigen deutscher Wissenschaft aus falschem Nationalgefühl zu Theil werden läßt. Denn die übrigen Völkerschaften denken gar

nicht daran, aus etwaiger Liebedienerei gegen Frankreich ebenso zu handeln. Auf die Früchte deutschen Fleißes in der Wissenschaft können sie nun einmal nicht Verzicht leisten.

Wie man aus allen diesen Anzeichen ersieht, ist die Stellung, welche Deutschland im Rathe der Völker einnimmt, überaus bedeutsam. Ebenso wie die Merkmale, welche dem germanischen Stamme anhaften, wenn man die Völker untereinander in dieser Hinsicht vergleicht, keineswegs betrübende Ergebnisse liefern. Natürlich gelten dieselben in beinahe sämmtlichen Fällen auch für die Deutschen Oesterreichs, da diese ja trotz der politischen Trennung mit allen übrigen Deutschen eine einzige große Gesammtheit ausmachen.

Haushaltungskünste vergangener Zeit.

Ein Kapitel für die Hausfrauen.

Von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Den Leserinnen ist es gewiß bekannt, daß das Haushalten in früherer Zeit eine noch weit schwerere Kunst war, als heute. Wurden doch noch vor zweihundert Jahren an eine Hausfrau Anforderungen gestellt, die man heute gar nicht mehr kennt; mußte sie doch nicht nur

für Küche, Keller, Scheuer, Garten, Haus, Hof sorgen, ihre Vorräthe zusammenzuhalten und Abgänge zu ergänzen suchen, sondern auch spinnen und weben und die Kleidung der Familie und des Gesindes anfertigen oder doch die Anfertigung derselben überwachen.

Gewiß gab es aber vor zweihundert Jahren auch besonders geschickte und minder geschickte Hausfrauen, und Erstere wußten manches kleine Geheimniß, welches für Küche, Keller, Familie und Wirthschaft wichtig war. Auch Küchenrezepte zur Anfertigung von Speisen gehörten zu diesen Geheimnissen, und da man damals mit der Schrift selbst in den besseren Ständen nicht allzufertig umzugehen wußte, so vererbten sich die meisten Küchen- und Wirthschaftsgeheimnisse nur mündlich von der Mutter auf die Tochter. Trotzdem aber gab es damals schon Bücher, in denen alle diese Geheimnisse und Rezepte niedergelegt wurden, und da die Leserin es gewiß recht sehr interessiren dürfte, etwas von den Haushaltungskünsten vor zwei Jahrhunderten zu erfahren, freut es mich, nachfolgend eine Anzahl dieser Geheimnisse preisgeben zu können, die einem Buche entnommen sind, das im Jahre 1650 zum ersten Male erschien. Dieses Buch, dessen fünfte Auflage aus dem Jahre 1702 mir vorliegt, führt den Titel: „Neue Eröffnete Kunst- und Schatzkammer rarer und neuer Curiositäten Von den Aller-wunderbaresten Würkungen der Natur und Kunst, durch und durch mit allerhand seltzamen und ungemeinen Geheimnissen, Chymischen Experimenten, bewehrten Artzeneyen, sinnreichen Inventis, beliebten Wissenschaften und außerlesenen Kunst-stücken

angefüllet.“ Ein Verfasser ist nicht genannt, das Buch ist in Hamburg erschienen.

Ueber gewisse Rezepte und Geheimnisse dieses Buches werden die Leserinnen laut auflachen müssen. Für heutige Begriffe sind die Sachen, die da der Hausfrau gerathen werden, doch gar zu komisch. In anderer Beziehung haben wir aber doch alle Veranlassung, darüber zu staunen, wie man damals schon mit gewissen Küchenmanipulationen vertraut war, die man heute noch genau so anwendet, wie die Hausfrauen vor zweihundert Jahren.

Höchst originell ist z. B. die Angabe, wie man sich im Sommer Eis machen könne, und zwar lautet die Vorschrift hierzu: „Nehmet eine erdene Flasche, darein 6 Pint gehen, und thut darein 2 Untzen gereinigte Salpeter und Florentinische Viol-Wurtz ein Loth, und füllet diese Flasche mit gantz sied-heißem Wasser, verstopffet sie wol und laß sie alsofort in einen Brunnen hernieder. Und laß sie 2 oder 3 Stunden allda bleiben, ziehet die Flasche heraus und schlaget sie entzwey, das Eyß herauszubekommen, welches gar hart und gut seyn wird wie das natürliche.“

Aber auch die Art und Weise, wie man heute in jeder besseren Küche vermittelst der Gefrierbüchse Fruchteis herstellt, war den Hausfrauen schon bekannt, und eine Anweisung, welche die Ueberschrift trägt: „Eyß im Sommer zu einem Schau-Essen zu machen“, lautet: „Mache von Blech eine Pyramide oder was Figur du wilt, unten weit, oben aber spitziger: Um und um gelöthet, daß es Wasser halte, einen Deckel darauf unten, wo es offen, der rund herum einen Finger breit sich umschlage. Lege darein

Blumen, Früchte, also, daß das Wasser hernach nicht von ihrem Ort bewege. An die Seiten lege Kirschen, hernach giesse es voll Limonade, die aber nicht so gar süsse seyn soll, dann solches hindert das Frieren, alsdann nimm die Pyramide umgekehret, die Spitze mitten in den Kübel, je kleiner je besser es ist, lege um die Pyramide gantz herum ein gut Theil Eyß, giesse Wasser darauf, daß es bis an den Deckel der Pyramide gehe, stoß mit einem höltzern Stock das Eyß rund herum, daß es allezeit in motu (in Bewegung) sey, zwo gantze Stunden oder länger, unterdessen wirff von Zeit zu Zeit eine Hand voll Lüneburgisch Saltz nach der andern auf das Eyß und herum, nicht sparsam, denn je mehr man Saltz nimmt, je eher es friret. Wenn es wol gefroren, so nimm es heraus, setze es auff eine Tafel, bestreich alle Seiten der Pyramide zugleich mit warmen Wasser, so wird das Eyß los. Stelle es auf ein Blech, so auf einer tiefen Schüssel lieget, darein durch ein Loch des Blechs das Wasser von dem Eyse sich sammelt, wenn es schmeltzet. Es kan auff Citronen oder auff ein festes Schau-Essen gestellet werden."

Auf weitere Küchenvorschriften wollen wir verzichten, es soll nur noch ein höchst komisches Rezept zu „Kraftbrod" angegeben werden, welches lautet: „Brod, wovon ein Bissen viel kräfftiger einen Menschen acht Tage lang erhalten kann, ohne etwas anders zu essen. — Nehmt eine Menge Schnecken, macht sie von ihrem Schleim loß, hernach trocknet sie und brennet sie zu einem sehr feinen Pulver, hieraus machet Brod, davon ein Bissen einen Menschen 8 Tage ohne etwas zu essen auffhalten kan."

Wahrscheinlich wird keine der Leserinnen Lust haben, von diesem Kraftbrod zu kosten. Auch wird keine Leserin Kunstwein machen in der Weise, wie dies die folgenden Anweisungen lehren: „Nimm Weitzen-Mehl, thue dasselbe in siedentheiß Wasser, und wann das Wasser die Kraft aus dem Mehl außgezogen, so thue es in ein Faß und thue ferner darzu etwas Spiritus Vini und einen Teig von Weitzen-Mehl mit Bier-Hefen oder gereinigten Weinstein gemacht, damit es durch dessen Hülffe jähren könne, hernach hänge darein Scharley oder andere Gewürtze.“ Oder: „Nimm Rosinen und Honig, geuß darauff Regenwasser, das bald eingekocht ist, koche den Honig mit Wasser, biß derselbige zergangen; dieses Honigs nimm 20 Theil, thue darzu Johannisbeeren-Safft und setze es hin, daß es jähre; wenn es ausgejohren, wirst du einen sehr annehmlichen Wein haben.“

Der Kunstwein nach diesem Rezept ist wenigstens nicht lebensgefährlich, wie der, den unsere heutigen Weinfälscher verfertigen. Das interessante Buch gibt auch den Hausfrauen einen Rath, wie man erproben könne, ob Wein zu stark mit Wasser vermischt sei, indem es schreibt: „Giesse Wasser und Wein in ein leer Glaß, tunke ein wollen Band in's Wasser, daß es wohl naß werde, laß es mit einem Ende in das Glaß hängen, das andere Ende lege in ein Geschirr, das niedriger stehet als das Glaß, so ziehet das Band alles Wasser aus dem Glase, und bleibet der reine Wein zurücke.“

Natürlich irrt sich der kluge Rathgeber. Die Flüssigkeit, welche gemäß einem physikalischen Gesetze, das wir

heute die Haarröhrchenkraft nennen, aus einem Geschirr in das andere übergeführt wird, ist nicht allein Wasser, sondern auch Wein, und wer sich dazu entschloß, diese Vorschrift anzuwenden, mußte stets glauben, mit dem Weine betrogen zu sein.

Gehen wir zu einem anderen Getränk über, welches heute bei den Hausfrauen in höchster Verehrung steht, in jener Zeit aber noch so neu war, daß Diejenigen, welche es zuzubereiten verstanden, in den Ruf besonderer Küchenweisheit geriethen. Es handelt sich um unseren Kaffee, den man damals mehr als Arznei zu sich nahm, wie als tägliches Genußmittel. Das Buch schreibt: „Wie die Türcken den Coffée zubereiten. Mann muß die Coffée Körner in eine Pfanne thun, die ohngefähr ein paar Finger oder mehr hoch ist, und in einen genugsam warmen Backofen setzen, nachdem alles Holtz und Feuer heraus genommen ist, und sie mit einem höltzern Spatel umrühren. Wenn das Korn am Boden beginnet schwartz zu werden und gleich austrocknet und ist wie es seyn soll, muß man es lassen kalt werden und in einem eisern Mörsel stossen und durch ein Sib sibben. Um zu erkennen, wenn es trocken genug ist, muß man es mit den fordern Fingern nehmen und sehen, ob es sich leicht reiben lässet, und zu Pulver gemachet werden kan. Den Tranck zu bereiten. Nehmet Brunnen- oder fliessend Wasser, lasset es einen Sud oder Wall auffsieden, hernach thut zu zwey Nösseln 5 Untzen gepulverte Coffée, rühret es wol um, und lasset es gelinde 5 oder 6 Minuten auffsieden und lasset es im sieden nicht aus dem Topff überlauffen, man

muß es in einem zinnern oder sauber verzinten Topff kochen lassen. Der Gebrauch. Man trincke ein Nössel auff 5 oder 6 Mahl gantz warm aus, und so man will mit ein wenig Zucker. Es ist gut, daß man ein Bissen dabey isset, wenn man es nimmt. Diese Körner oder Beer kommen aus den Arabischen Wüsten, die Türcken trincken alle Stunden davon und bey ihrer Mahlzeit. Sein Eigenschafft ist kalt und trocken. Es befördert die Dauung, erwecket die Geister, erfreuet das Hertz, ist gut vor die Augen, so man den Rauch davon empfänget, ist gut vor den Schnupffen und Flüsse, fürtrefflich dem Podagra und der Wassersucht vorzukommen, vertreibet die Dünste der Miltz und des Magens, vertreibet die Hauptbeschwerungen und das halbe Hauptwehe, es hat keine offenbare Eigenschafft den Leib zu reinigen oder denselben zu stopffen. Ich halte es besser vor diejenigen, die sich dessen als eine Artzney gebrauchen wollen, daß sie es des Morgens nehmen, als sonsten zu einer anderen Zeit, denn wenn der Magen leer ist, so dringet es besser durch, wiewol es die Morgenländischen Völcker bey der Mahlzeit, des Abends und alle Stunden gebrauchen."

Mehr der unterhaltenden als praktischen Seite der Hauswirthschaft diente die folgende Anweisung, deren Ueberschrift lautet: „In einem Huy Petersilie wachsen machen." — Dies Kunststück wird folgendermaßen ausgeführt: „Nimm Petersilien-Saamen, beitze ihn 24 Tage in Brandtwein, nim dann förderst Bohnen oder Erbsen Stengel, brenne sie zu Aschen und siebs durch. Nimm dieser Aschen 2 Theil, gutes Erdreich einen Theil, mische

es untereinander, thue solches in eine Schüssel oder worein du wilt, thue den gebeitzten Petersilien=Saamen darunter, besprenge ihn allgemach mit Regenwasser, so wird er in eine viertel Stund daher wachsen, daß es mit grosser Verwunderung anzusehen seyn wird.“

Interessante Aufklärung darüber, wie man in der Zeit, da es noch keine Streichhölzer gab, in Küche und Haus beständig den lebendigen Funken des Feuers erhielt, gibt ein Rezept mit der Ueberschrift: „Sonderbarer Feuer=zeug: Nimm in dem Mayen Kühekoth und mache das zu Pulver, und thue darunter guten frisch gebrandten Wein und mache eine Kugel daraus, einer Welschen=Nuß groß oder grösser, und nimm darnach Kalck und Eyerklar, Hanff und Weyrauch, und schlage es um die Kugel, und wenn du es brauchen wilt, so bohre ein Löchlein mit einem Pfriemen darein, und thue Feuer darein, es bleibet ein Monat, und wenn du es wilt anzünden, so halte einen Schweffel=Faden daran, so zündestu es an. — Item. Wann man eine glüende Kohle in Wacholder Holtz= oder Beerachse vergrabt, so bleibt es lange Zeit gut.“

Selbst der geschicktesten Köchin kann es heute noch passiren, daß sie aus Versehen eine Speise versalzt. Vor zweihundert Jahren hatte man auch dagegen Mittel, die man indeß heute gewiß nicht mehr anwendet. Der weise Berather der Hausfrauen empfiehlt: „Wann die Speise noch im Topff ist, so nimm ein saubern Schwamm, wirff denselbigen hinein, lasse ihn eine Weile darinnen liegen, nimm ihn darnach herausser und trucke ihn auß, so wirstu befinden, daß es alles Saltz an sich gezogen, wehre sie

aber noch zu hart versalzen, wasche diesen Schwamm schön aus und wirff ihn zum zweyten mahl hinein, so wirstu deine Kost nicht mehr so starck versalzen finden." — Oder: „Binde Weitzen-Mehl in ein sauber leinen Tüchlein, henge oder wirff es in den Hafen, laß ein wenig mit sieden, so zeucht es alles Saltz in sich."

Höchst kurios sind die beiden folgenden Rezepte, von denen das eine vollständig unsinnig ist und lautet: „Einen alt abgenutzten Besen von Bircken Reußig gebunden, wieder grünen machen. — Nimm ein alt abgenutzten Besen, der doch nie in kein warm Wasser gekommen, schneide ihn oben und unten ab, stecke ihn an St. Barbaren Abend oder sonsten um dieselbe Zeit in ein frisch Wasser, halte ihn fein in der Wärme, so wird der Besen in wenig Tagen außschlagen und Blädlein gewinnen, denn diß ist der Bircken Art, daß sie voll Feuchtigkeit, auch selbe lang behalten, welche hernach den Besen wieder grünen machen."

Zu dem folgenden Rezept scheint der Rathgeber selbst kein Vertrauen gehabt zu haben, wie der vorsichtige Zusatz am Schluß wenigstens beweist: „Zu machen, daß die Hühner bleiben. — Wann man sie gekauffet, muß man ihnen die Füsse mit frischen reinen Wasser waschen und selbiges ihnen hernach zu trincken vorstellen, so lauffen sie nicht weg und bleiben. Doch muß man zuvor ein paar Tag sie in einen Ställigen innen behalten, und hernacher etwan den Abend ein wenig im Hof hinein lassen."

Um schädliche Thiere aus dem Hause zu bringen, dafür gibt es eine höchst naive Vorschrift: „Nimm Wiedhopffen

Federn, brenne sie in dem Hauß, so weichen alle schädlichen Thiere darauß als Schlangen, Scorpionen, Spinnen, Spitzmeuse und was dergleichen mehr seyn."

Jedenfalls ist das Rezept so wirkungslos wie die geheimnißvolle Anweisung, welche lautet: „Einen wachend oder schlaffend zu machen. — Man muß einer lebendigen Kröten subtiel den Kopff lebendig und in einen Hieb abschneiden und diesen Kopf trocknen lassen dergestalt, daß das eine Auge zugemacht und das ander offen bleibe; dieses, welches offen ist, machet wachen, das andere aber, so zu ist, hingegen schlaffen, wenn man es bey sich träget."

Aehnlicher, theils interessanter, theils nach unseren Ansichten nutzloser und auf Aberglauben beruhender Vorschriften enthält das Büchlein noch viele. Wir müssen uns an der hier gebotenen Auslese genügen lassen. Jede unserer haus- und küchenerfahrenen Leserinnen wird daraus ersehen, in wie hohem Grade die allgemeine Aufklärung im Laufe der letzten zweihundert Jahre auch die Kochbücher und Wirthschaftsrezepte reformirt hat.

Eine Sitzung im neuen deutschen Reichstage.

Momentbild aus dem parlamentarischen Leben.

Von

M. Kleppert.

(Nachdruck verboten.)

Wer nach Berlin kommt, sucht sicherlich auch einmal einer Sitzung des deutschen Reichstages beizuwohnen; nicht immer aber wird dieser Wunsch erfüllt, denn die außerordentlich ungünstigen Raumverhältnisse des Hauses erstrecken sich auch auf die Tribünen. Wem es aber dennoch gelungen ist, mit Hilfe eines befreundeten Abgeordneten einen Platz zu erobern, der wird zu seinem Verdrusse finden, daß von der Tribüne aus sehr wenig zu sehen und zu hören ist; und wenn er noch das Unglück hat, in eine Sitzung zu kommen, in der nichts Besonderes „los ist", dann erlebt er eine höchst unangenehme Enttäuschung.

Die Akustik des Hauses ist so ungünstig, daß, besonders auf den Tribünen, die Redner nur sehr schwer verständlich sind, und so darf sich der Besucher nicht wundern, wenn er in der ersten Viertel- oder halben Stunde wohl einzelne Worte hört, ohne sie aber zu verstehen. Er hört irgend Jemand reden, aber er sieht ihn nicht, weil sein Platz ihm

dies nicht gestattet, und er versteht ihn nicht, weil er an das Hören eben noch nicht gewöhnt ist.

Noch dauert es einige Jahre, bis das neue Reichstagsgebäude am Königsplatze in Benutzung genommen werden kann, und vorläufig bleibt der Reichstag also noch in dem alten Gebäude in der Leipziger Straße Numero 4, der früheren Porzellanmanufaktur. Man hat einen großen Lichthof geschaffen und mit Glas überdacht, und dieser halbrunde Lichthof bildet den Sitzungssaal, in dem amphitheatralisch aufsteigend die Bänke stehen, die von zahlreichen radienförmigen Gängen durchschnitten sind.

Wir haben uns am Schalter vergeblich um ein Billet bemüht, es blieb nichts übrig, als den befreundeten Abgeordneten der Heimath aufzusuchen, um ihn um Beschaffung eines Platzes zu bitten. Diese Anforderung, die täglich fast an die Abgeordneten gestellt wird, ist für die Herren eine der unangenehmsten Zugaben zu der parlamentarischen Thätigkeit. Abweisen wollen sie Niemanden, und doch ist die Tribüne, welche für Freunde und Angehörige der Abgeordneten zur Verfügung steht, so klein, daß gewöhnlich schon einige Tage vorher alle Plätze vergeben sind. Heute wird indessen die Unterbringung nicht schwer, denn es steht nichts Wichtiges bevor.

Wenn wir das Glück haben, auf der sogenannten Abgeordnetentribüne einen der vorderen Plätze zu gewinnen, so sehen wir vor uns den Halbkreis des Hauses, unter uns aber eine Bühne und gerade unter unserem Platze einen langen Tisch, der für die Bundesrathsmitglieder be-

stimmt ist. Unten an der äußersten Ecke links saß früher Fürst Bismarck, jetzt hat seinen Platz der neue Reichskanzler v. Caprivi inne. Links von dem Platze des Reichskanzlers befindet sich der Sitz des Präsidenten, rechts und links von diesem die der Schriftführer. Etwas tiefer steht die Rednertribüne, unterhalb dieser ein Doppelpult für die Stenographen des Hauses und vor diesem ein Tisch, der sogenannte „Tisch des Hauses“, auf welchem Aktenstücke niedergelegt werden, und hin und wieder Pläne und Karten ausliegen, welche man zur allgemeinen Ansicht und Kenntnißnahme bringen will. Links vom Präsidenten erstreckt sich wieder ein langer Tisch, der ebenfalls für die Bevollmächtigten zum Bundesrath bestimmt ist.

Von der Bühne, auf der das Präsidium und der Bundesrath sitzt, gehen unter der Tribüne, auf der wir uns befinden, Thüren nach den verschiedenen Räumlichkeiten, die für das Präsidium und die Bundesrathsbevollmächtigten und Minister zur Verfügung stehen.

Links von uns befindet sich auf derselben Seite des Saales die Tribüne für das allgemeine Publikum. An der linken Saalseite sind ebenfalls sehr enge und schmale Tribünen, die für die Angehörigen des Bundesrathes und des diplomatischen Corps bestimmt sind. Rechts liegt die Journalistentribüne und neben dieser auf der äußersten rechten Ecke die Hofloge.

Unter uns breiten sich die Sitzreihen der Abgeordneten aus. Auf der äußersten Linken des Hauses sitzen jetzt die Sozialdemokraten, auf der äußersten Rechten die Deutschkonservativen, während neben den Sozialdemokraten die

Deutschfreisinnigen Platz genommen haben. Dann folgen nach rechts zu die Nationalliberalen; die Mitte wird vom Centrum besetzt gehalten, und zwischen dem Centrum und den Deutschkonservativen haben die Freikonservativen und die Mitglieder derjenigen Fraktionen, welche sich zur Rechten zählen, Platz gefunden.

Auf dem Podium und im Saale sieht man würdige Herren im Frack herumgehen, die auf der linken Achsel ein rothes Abzeichen tragen. Es sind Diener des Hauses, welche zur Verfügung des Präsidiums, aber auch der einzelnen Mitglieder stehen.

Der Reichstag hat eine gewisse Summe Geldes zur Verfügung, die er selbst verwaltet und aus welcher der Direktor und das Bureaupersonal und die Dienerschaft bezahlt, sowie die Kosten für Drucksachen, für Schreibmaterial, das den Abgeordneten in unbeschränkter Fülle geliefert wird, die Unterhaltung der Räumlichkeiten, Reinigung und alle sonstigen Ausgaben bestritten werden.

Es ist zehn Minuten über die Zeit, zu welcher die Sitzung beginnen soll. Präsident v. Levetzow besteigt die Tribüne, begrüßt erst einzelne Bundesrathsmitglieder und die Schriftführer und drückt dann auf die Telegraphenknöpfe, die sich an seinem Platze befinden. Man hört außerhalb des Saales eine Zeitlang elektrische Klingeln schrillen; es ist das Zeichen, daß die Sitzung beginnt.

Durch die Thüren von rechts und links und aus der Mitte kommen jetzt die Abgeordneten herein, um sich im Saale zwanglos zu gruppiren. Auch hier wird dem Publikum manche Enttäuschung bereitet. Der fremde Be-

sucher hat sich gewöhnlich den Reichstagsplan gekauft, auf welchem die Plätze genau angegeben sind, welche die Abgeordneten einnehmen. Bei Sitzungen aber, in denen es nicht besonders großartig zugeht, bei denen daher auch viele Abgeordnete fehlen und somit viel Platz ist, sitzen sie nicht immer auf den ihnen zugewiesenen Plätzen, sondern stehen und sitzen in Gruppen beieinander, um sich zu unterhalten, und der Besucher, der dabei sich nach dem Plane die Berühmtheiten heraussuchen will, müht sich ganz vergeblich ab. Es herrscht dabei eine Unruhe im Hause, welche den Besucher, der zum ersten Male da ist, sehr unangenehm berührt. Wo ist die Feierlichkeit, die man erwartet hat? Selbst die Kleidung der Abgeordneten ist keineswegs festtäglich. Selten sieht man Jemand im schwarzen Rock. Alle möglichen Kleiderschnitte: Röcke, Jacken, Joppen in den Modefarben sind vertreten, und nur die Röcke der Geistlichen haben etwas Würdevolles und Feierliches.

In der allgemeinen Unruhe hört man endlich deutlich eine Stimme sprechen, es ist die des Präsidenten, welcher mittheilt, daß die Sitzung eröffnet ist und gleichzeitig den Redner bestimmt. Jetzt beginnt aber die Marter für den Besucher; er hört einen Menschen sprechen, den er nicht sieht und nicht versteht. Es herrscht eine beständige Unruhe in dem Hause; man hört Thüren zuschlagen, ein Kommen und Gehen; man sieht, wie dort unten die Abgeordneten, nicht auf den Bänken, sondern sehr oft auf dem Tisch des Hauses und auf den Pulten sitzen, um sich lachend und ziemlich ungenirt zu unterhalten, und den

andachtsvoll gestimmten Besucher ergreift Aerger und Mißmuth. Er strengt sich so an, daß er fast Kopfschmerzen bekommt, und jetzt wird es ihm auch möglich, einzelne abgerissene Worte zu vernehmen; wenn er nur wüßte, um was es sich handelt! Wenn er klug ist, so frägt er einen der Diener des Hauses, welcher eben auf die Tribüne kommt und einem neuen Besucher einen Platz anweist; er wird dann wenigstens erfahren, was der Gegenstand der Berathung ist.

Unten tritt eine kurze Pause ein; der Redner hat seine Ansprache geschlossen. Der Präsident ruft einen neuen Namen auf, und in derselben einförmigen und eintönig klingenden Weise wird dort unten weiter gesprochen. Es muß ein Redner sein, um den man sich wenig kümmert, und der etwas Unwichtiges vorträgt. Die Unterhaltung unten wird lauter und lauter, die Abgeordneten bewegen sich durcheinander, als befänden sie sich in einem Vergnügungslokale, Niemand kümmert sich um den Redner. Wir erfahren von dem Diener, daß es sich um die Wünsche eines kleinen Wahlbezirkes handelt, die der Abgeordnete da unten vorträgt. Es werden heute „kleine Vorlagen" erledigt, darunter der Bau von Eisenbahnen zweiter Ordnung. Der betreffende Abgeordnete hat von seinen Wählern den Auftrag erhalten, ihnen, wenn möglich, eine Eisenbahn zu besorgen, und nun läßt er seine Rede los. Wehe ihm, wenn er es nicht thäte, seine Wähler würden es ihm nie verzeihen! Das Haus hat aber für diese lokalpatriotische Rede nicht das geringste Interesse, drüben auf der Journalistentribüne legen die Meisten die Feder nieder, es tritt

jene angenehme Pause ein, in der die Journalisten und Stenographen einen Augenblick ruhen können, nachdem sie auf das Papier die Worte gesetzt: „Der Redner ist wegen der allgemeinen Unruhe im Hause nicht verständlich.“ Nur die Berichterstatter, welche für die Blätter der betreffenden Provinz engagirt sind, in welcher der Wahlkreis des Redners liegt, müssen die Rede bringen, erhalten sie aber später auch unten im stenographischen Bureau.

Da wir wegen der außerordentlichen Langweiligkeit der Situation nichts Besseres zu thun haben, sehen wir nach dem Doppelpult unter der Rednertribüne und bemerken dort einen älteren Herrn, den Chef des stenographischen Bureau's; an dem Pult aber erscheinen innerhalb zehn Minuten immer wieder zwei neue Stenographen, welche von rechts her aus dem Stenographenzimmer kommen und zehn Minuten lang wortgetreu die Reden der Abgeordneten, aber auch die amtlichen Bemerkungen des Präsidenten, niederschreiben; die Feststellung der Zwischenrufe besorgt der Chef des Bureau's. Nach zehn Minuten erscheint eine Ablösung aus dem Stenographenzimmer, welche noch eine Minute lang mit den beiden Abzulösenden zusammen schreibt, damit keine Lücke in dem Stenogramme entsteht. Dann begeben sich die abgelösten Stenographen nach dem Stenographenzimmer zurück, wo sie besonders angestellten Leuten ihr Stenogramm diktiren, welches später zusammengesetzt und bis zum Mittag des nächsten Tages zur Verfügung des betreffenden Abgeordneten, der gesprochen hat, gehalten wird. Der Abgeordnete hat dann noch die Möglichkeit, Verbesserungen in seiner Rede anzu-

bringen, dann geht das ganze Material einer Sitzung in die Setzerei, um nach drei oder vier Tagen gedruckt zu erscheinen.

Natürlich will das Publikum so lange auf die Berichte aus dem Reichstage nicht warten, und die Zeitungen, die schon in den Abendblättern ausführlich über die Sitzungen berichten, sind gezwungen, sich eigene stenographische Bureaux zu halten, deren Mitglieder auf der Journalistentribüne in fürchterlicher Enge, unter den denkbar schlechtesten Licht-, Luft- und akustischen Verhältnisse sitzen.

In der Wand uns gegenüber geht eine Thür öfter als die anderen: sie führt zum Büffet des Reichstages. Der Fremde darf da nicht hinein, ebensowenig in die Wandelgänge, die allein den Abgeordneten zur Verfügung stehen, und wo Bilder und Sinnsprüche die Wände schmücken, Sophas und Polsterstühle zur Ruhe einladen. Das Büffet ist verpachtet und hat einen Ruf wegen der dort verabreichten vorzüglichen Speisen und Getränke.

Unten entsteht wieder eine plötzliche Pause, und es tritt auch Ruhe im Hause ein; man hört die Stimme des Präsidenten, der wieder einem Redner das Wort ertheilt. Kaum hat dieser mit außerordentlich heller und lauter Stimme seinen Vortrag begonnen, so geht das Reden, Unterhalten und Lachen unten wieder los. Man merkt die verzweifelten Anstrengungen des Redners, diese Unterhaltung zu übertäuben, es gelingt ihm nicht, und der Besucher verzichtet vollständig darauf, zu hören, was vorgeht.

An der Langseite des Saales, uns gegenüber, stehen einzelne gepolsterte Bänke; da in der Ecke sitzen drei alte

Herren dicht aneinander gelehnt und — schlafen. Sie bilden eine wirklich komische Gruppe und würden einem Genremaler eine werthvolle Skizze liefern. Wir haben eben das Unglück, in eine höchst langweilige Sitzung hineingerathen zu sein. Die helle Stimme unten gibt bald den verzweifelten Kampf auf, der Redner schweigt; es wird einigermaßen ruhig, man hört die Stimme des Präsidenten, dann einiges Geräusch, wieder die Stimme des Präsidenten, und unser Nachbar flüstert uns zu: „Sie haben abgestimmt."

Dann kommt eine kurze Pause, und wieder hört man die Stimme des Präsidenten. Ein neuer Gegenstand kommt zur Verhandlung.

Im Hause entsteht jetzt eine Unruhe, die sich von der früheren auffallend unterscheidet. Man sieht ein eiliges Hin- und Hergehen der Abgeordneten und Diener; nach einigen Minuten ist das Haus ziemlich gut besetzt, Alles sitzt auf seinen Plätzen, und es tritt eine eigenthümliche feierliche Stille ein. Es steht etwas Wichtiges zur Verhandlung.

Lauter und kräftiger als sonst tönt die Stimme des Präsidenten; er nennt den Namen eines der berühmtesten Redner, und eine wahre Todtenstille lagert sich über das Haus; Alles hat sich zurechtgesetzt: die Abgeordneten, die Zuhörer auf den Tribünen und vor allen die Journalisten.

Dann tönt von unten herauf die Stimme des Abgeordneten, klar und deutlich, denn jede Unruhe ist verstummt. Wir haben Glück, es entwickelt sich unerwartet

eine große Sitzung. Die ersten Zwischenrufe fallen von rechts und von links, Beifall und Hohn wird laut. Lauter und energischer spricht der Redner, die Zurufe vermehren sich, die Glocke des Präsidenten schrillt dazwischen. Die Mitglieder des Hauses werden erregt, verlassen ihre Plätze und drängen sich nach der Rednertribüne, eine merkwürdige Spannung erfaßt alle Anwesenden, bis dröhnender Beifall und Zischen von den verschiedenen Seiten des Hauses den Schluß der Rede begleitet haben.

Ein lautes Ah! des Erstaunens und der Erwartung geht jetzt von den Tribünen her durch den Saal. Ein anderer der ersten Kämpen hat sich zum Worte gemeldet. In dichten Massen schaaren sich die Abgeordneten wieder um die Rednertribüne zusammen, und der neue Redner beginnt nun unter Zurufen, die immer lauter werden; manchmal werden die Leute da unten, die um die Rednertribüne in drangvoller Enge stehen, ganz erregt, die Abgeordneten gestikuliren, sie schreien, und man hat das Gefühl, daß sich im nächsten Augenblicke die feindlichen Parteien da unten in die Haare gerathen würden.

Stundenlang geht es in dieser Aufregung weiter, man merkt selbst auf den Tribünen nicht, wie die Zeit vergeht; Hunger und Durst wird vergessen, ja ohne Ermüdung, die sich bei der langweiligen Sitzung zuerst einstellte, kann man jetzt stundenlang den Redekämpfen beiwohnen, um dann einzusehen, daß bei großen Debatten die Wirklichkeit denn doch ein ganz anderes Bild liefert, als die Berichte der Zeitungen; seien diese auch noch so genau und umfassend, von der Erregung und Spannung, die im

Hause herrschen, läßt sich durch den gedruckten Zeitungsbericht eben nichts mittheilen, und wer einer solchen großen Debatte beigewohnt hat, verläßt das Haus außerordentlich befriedigt.

Doch möchten wir zum Schlusse bemerken, daß der verständige Besucher des Reichstages sich stets erinnern wird, daß seine persönliche Befriedigung oder Nichtbefriedigung keinen Maßstab für die objektive Würdigung der Verhandlungen abgibt. Dieselben sind kein Schauspiel zur Unterhaltung für Vergnügungsreisende, die Abgeordneten keine Bretterhelden, sondern ernste Männer, denen die Aufgabe obliegt, im Verein mit den verbündeten Regierungen die Interessen des Landes und Volkes im Kleinen und Großen zu berathen. Daß es dabei nicht immer so kurzweilig zugehen kann und darf, wie im Theater, ist offenbar, und die geräuschvollsten und interessantesten Sitzungen sind nicht immer diejenigen, welche dem Volke am meisten zum Nutzen gereichen.

Vom drolligen Känzlein.

Eine Schilderung aus der Vogelwelt.

Von

J. Heimwahl.

(Nachdruck verboten.)

Schon eine geraume Zeit hatte ich die Wahrnehmung gemacht, daß meine zahme Dohle Tag für Tag einen alten knorrigen Apfelbaum auf einer benachbarten Wiese in auffallender Weise zu ihrem Tummelplatze wählte. Kaum wurde des Morgens der Hühnerstall geöffnet, so flog auch unser Hansel schon, noch ehe er sein Frühstück sich geholt, zu dem halbdürren alten Baume hin, und machte sich mit dem ihm eigenen Eifer an einer Asthöhlung zu schaffen, in der er etwas entdeckt haben mußte, das sein Interesse in hohem Grade in Anspruch nahm. Dabei geberdete er sich höchst erregt; mit zornig gesträubten Federn schrie er in das Loch hinein, und hackte aus Leibeskräften in das dürre Holz, daß die Rindensplitter stoben. Das geschah jeden Tag. Einmal gewahrte ich, wie die Dohle den Platz räumen mußte; denn ihre Todfeindin, eine schwarzweiße Elster, hatte sie erspäht, und vor diesem stärkeren Tagedieb mußte Hansel weichen. Doch auch

die Elster schien das Verdächtige in dem Baum wahrzunehmen; denn sie geberdete sich genau in derselben Weise wie ihr Vorgänger.

Jetzt beschloß ich, einmal selber nachzusehen. Ich stellte eine Leiter an den Baum, und im Augenblick war auch unser Hansel wieder da. Mit den klugen, silbergrauen Augen blinzelte er mich verständnißvoll an, und hüpfte auf seinen alten Platz, wo ringsum das bloße Holz hervorschaute. Ich blickte in die dunkel gähnende Höhlung hinein und siehe da! unten leuchteten ein paar große, weitgeöffnete Augen mit hellgelber Iris und tiefschwarzem Stern mir entgegen — angstvolles Fauchen und Jammern tönte herauf. In dem dunklen Verließe hauste ein Käuzlein. Es hatte sich da unten sicher gefühlt vor den Schnabelhieben seiner Verfolger, die seinen Unterschlupf ausgespürt, und war darum in ungestörtem Gleichmuth in der sicheren Behausung geblieben, in der richtigen Erkenntniß, daß Flucht ihm verhängnißvoll werden könnte. Da der Steinkauz bei uns zu den selteneren Eulenarten gehört, so ließ ich die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen, das Bürschlein an mich zu nehmen, um ihn und seine Lebensart leichter und sicherer beobachten zu können.

Dies war seit lange mein Wunsch gewesen, denn mit keinem anderen Thiere hat seit altersher der Volksglaube eine solche Menge abenteuerlicher Vorstellungen verbunden, wie mit den licht- und menschenscheuen Raubvögeln der Nacht, den Eulen. Noch immer hat die Aufklärung der Wissenschaft nicht vermocht, das Vorurtheil aufzuheben,

das jene dem Menschen, wie dem Haushalte der Natur zunächst im hohen Grade nützlichen Vögel in Acht und Bann erklärt, und die Tödtung eines harmlosen Kauzes oder einer Schleiereule für eine Heldenthat ansieht. Es muß dem fühlenden Naturfreunde wehe thun, wenn er so oft die Leiche eines dieser armen Gesellen mit weit klaffenden Flügeln am Scheunenthore angenagelt findet — angeblich um bösen Zauber zu bannen und die „Todtenvögel" aus dem Bereiche des Gehöftes zu verscheuchen: ein trauriges Zeichen für die in Volkskreisen noch herrschende Unwissenheit. Allerdings hat die Lebensweise der Eulen für abergläubische Gemüther viel Unheimliches. Für gewöhnlich unsichtbar, beginnt erst mit Eintritt der Dämmerung ihr heimliches Wesen. Auch die wenigen Arten, die am Tage jagen, verstehen es meisterhaft, sich dem Späherauge des Menschen zu entziehen. Die meisten ruhen am Tage; einsam und melancholisch sitzt jede in ihrer Felsenspalte, in ihrem Astloche oder in halb verfallenem Gemäuer. Nur sehr wenige Arten verrathen einen gesellschaftlichen Trieb. Diese findet man wohl zuweilen zu zwanzig bis dreißig auf einem Aste, träumerisch nickend oder mit unbeweglich glotzenden Augen, als wären sie mit dem Stamme verwachsen. Bricht die Nacht an, so schwärmen sie aus. Jede vertheilt sich dann in ihr Mausrevier. Ihr schauerliches Geschrei tönt laut und weithin durch den nächtlich stillen Wald, durch Schluchten und Halden, in der That nicht ganz angenehm zu hören für ein ängstliches, in Wahnvorstellungen befangenes Gemüth. Und doch ist dies Eulenkonzert im Grunde genommen

nichs weiter, als eine Art lustiger Turnfahrt durch die Jagdreviere, nichts Anderes, als der einförmige Wettgesang der Unken und Frösche an den Frühlingsabenden im stillen Weiher.

Die Familie der Eulen ist außerordentlich weit verbreitet, und sämmtliche Glieder der Sippe, so sehr sie auch in der Größe von einander verschieden sind, tragen alle doch unverkennbar den eigenartigen Eulentypus. Alle haben das elastisch weiche, warme, lockere Gefieder, das es ihnen ermöglicht, auch in Frost und Schnee ihrem einmal gewählten Standquartier treu zu bleiben; den großen, runden Kopf, das glatte Gesicht, die herausstehenden Katzenaugen, den kurzen, papageiartig gekrümmten Schnabel, dessen Wurzel von starrenden Borstenfedern umgeben ist. Eigen ist allen das ungemein feine Gehör, das scharfe Gesicht, die abwechselnd größer oder kleiner werdende Pupille. Die ganze große Familie sondert sich in zwei Gruppen — die sogenannten Ohreulen mit aufrechtstehendem Federbusch über jedem Ohr, und die Glattköpfe oder Käuze ohne diesen Schmuck. Ein Vertreter der letzteren war es, den mir ein günstiger Zufall und die Klugheit meiner zahmen Dohle jetzt zugeführt hatte, und ich zögerte keinen Augenblick, mir die Gelegenheit zu Nutze zu machen.

Mein Käuzchen merkte Unrath, als es mich in seine Behausung hineingucken sah, duckte sich ängstlich in die innerste Tiefe seiner Baumveste hinein, und die großen, glotzenden Augen schauten gespannt auf mein weiteres Beginnen. Ich streifte den Aermel auf und fuhr vorsichtig in die Höhlung. Ich spürte den weichen Federball. Das Käuz-

lein dachte gar nicht daran, von seinem scharfen Hakenschnabel und seinen noch schärferen Klauen irgend welchen Gebrauch zu machen. Resignirt, nur unaufhörlich leise wimmernd mit einem zarten, hohen Stimmchen, ließ es sich herausnehmen. Kaum aber war der Gefangene an's Tageslicht gezogen, da glaubte die Dohle den günstigen Zeitpunkt gekommen, an dem armen Nachtschwärmer ihr Müthchen kühlen zu können. Laut schreiend stürzte der schwarze Thunichtgut auf das Käuzchen zu und griff es mit kräftigen Schnabelhieben an. Der arme Gefangene verdrehte wohl die Augen gar seltsam, fauchte auch komisch nach Katzenart und knackte mit dem Schnabel — aber sich zur Wehre zu setzen, das kam ihm nicht in den Sinn.

Nachdem ich den Quälgeist weggetrieben, warf ich noch einen Blick in die Behausung des einsiedlerischen Käuzchens. Und siehe da, eine wahre Vorrathskammer hatte es sich dort angelegt. Seitwärts, wo ein Astknorren ausgewachsen war und dadurch eine bauchige Ausstülpung hervorgebracht hatte, lagen in friedlicher Gesellschaft vereinigt eine alte erwachsene und eine jüngere Feldmaus, eine dritte, die halb aufgezehrt war, bei welcher aber das übrig gebliebene Fleisch sorglich wieder von dem Pelze umhüllt worden, ferner eine niedliche Kohlmeise, noch ungerupft, und ein paar Mistkäfer. Also weisliche Vorsorge hatte der Einsiedler getroffen für die kommenden Tage des Winters, da das Mäuslein sich nicht mehr hervorwagt, und die Kost, die nach dem noch Vorhandenen zu schließen gar nicht kärglich bemessen war, hatte bei ihm eine Körperfülle erzeugt, wie sie sonst nur bei künstlich

gemästeten Vögeln zu finden ist, bei den Insassen unserer Vogelstube aber sicherlich als ein besorgnißerregendes Zeichen bevorstehender Verfettung angesehen werden müßte.

Zu Hause erhielt der Gefangene ein leerstehendes großes Amselbauer zum Aufenthalt angewiesen. Mit stoischem Gleichmuth ergab er sich in sein Schicksal. Als sei er es niemals anders gewohnt, als habe er sein ganzes Leben hier zugebracht, nahm er sogleich seinen Platz auf einer Sitzstange ein und hockte dort anfangs bewegungslos. Nur die großen, gelben Augen, die starr und unverwandt Jeden anschauten, der in seine Nähe kam, verriethen, wie aufmerksam er trotzdem Alles verfolgte, was um ihn vorging. Jeder Bewegung des ihn Betrachtenden folgte auch sein runder, dicker Kopf getreulich nach; dabei verengerten und erweiterten sich die schwarzen Augensterne in demselben Maße, wie irgend ein Vorgang seine Aufmerksamkeit erregte, und dieses Mienenspiel, diese beständigen, possierlichen Kopfbewegungen, die unwillkürlich in Verbeugungen und Verdrehungen ausarteten, verliehen dem grauen Burschen ein unwiderstehlich komisches Aussehen. Aber schon bald hatte sich seine Schüchternheit gelegt. Und nun hockte er ganz harmlos mit zwinkernden Augen ruhig träumend auf seinem Platze.

Die Eulen sind für dumm verschrien. Ihr Aussehen allerdings rechtfertigt diese Meinung vollauf. Daß aber auch hier, wie so oft, der Schein trügt, erfuhr ich schon bald. Denn kaum hatte ich auf eine Viertelstunde das Zimmer verlassen, so hatte auch der scheinbar völlig theilnahmlos, in stumpfer Ruhe kauernde Kauz die einzige

wunde Stelle erspäht, die sein Käfig besaß, jene Stelle im Gitter nämlich, die dazu bestimmt war, den Futternapf aufzunehmen, und die jetzt an Stelle dessen mit einem Schieber aus starkem Karton verschlossen war. Bei meiner Rückkehr war das Bauer leer, der Karton verschoben — das entflohene Käuzlein aber trippelte vergnüglich auf einem Schranke herum und suchte sich hinter der Dekoration zu verbergen, welche ringsherum angebracht war. Dabei war es verzweifelt bemüht, seine Augen hinter eines der Säulchen zu bringen, welche den Aufsatz nach der Seite zu begrenzten. Da aber die weit auseinander stehenden großen Augen einen größeren Winkel umschlossen, als er durch die Säule gebildet wurde, so blickte immer eines an der Seite vorbei. Verzweiflungsvoll duckte es sich nieder — es glaubte zweifelsohne, es sei geborgen, wenn es nur seinen Feind nicht mehr sehe.

Ohne einen Fluchtversuch zu unternehmen, ließ es sich greifen und in das Bauer zurückbringen. Ich brachte den Verschluß wieder in Ordnung und verließ das Zimmer, beobachtete aber an einem Glasfenster der Thür unbemerkt das weitere Verhalten der Eule. Und was geschah. Kaum hatte die Thür sich hinter mir geschlossen, da hebt sich der runde Katzenkopf, die gelben Augen blinzeln, vorsichtig späht mein Käuzchen umher, und als es Niemand erblickt, flugs ist es am Schieber. Ein Stoß mit dem Kopf — und mit lautlosem Flügelschlage kreist es durch's Zimmer. Wieder auf den Schrank ging es, und nochmals wiederholten sich bei meinem Eintreten die vergeblichen Versuche, sich zu verbergen. Ich entferne jetzt

den Karton und schob einen Draht ein, und von jetzt an kam mein Käuzchen nimmer heraus.

Bereits am zweiten Abend bot sich uns der eigenartige Genuß, ein Eulenkonzert aus nächster Nähe anhören zu können — ein Zeichen, daß es unserem Käuzlein in der Gefangenschaft recht wohl behagte, wenn anders der Gesang bei unsern Stubenvögeln als der sichere Beweis gelten darf, daß es ihnen an nichts fehlt. Anmuthig waren die Lautäußerungen unseres neuen Stubengenossen eben nicht zu nennen. Ein leises, zorniges Fauchen nach Art der Katze, abwechselnd mit lautem Schnabelknacken, bildete den Beginn. Es entstand eine Pause und darauf, als habe der nächtliche Sänger alle Kräfte anspannen wollen zu der kommenden Kraftleistung, folgten in schauerlicher Steigerung alle Vokale in mannigfachen Abstufungen vom dumpfen verhallenden U bis zum gellenden, kreischenden I, und als Schlußstück der allbekannte Eulenschrei: „Kiu — Ki—u, Kiu—witt! Kiu—witt, witt—hu—uh!“ welchen Ruf der abergläubische Bewohner der einsamen Gehöfte in die Worte übersetzt: „Komm mit! Komm mit! auf den Kirch—hoof—hoof!“ Ihm gilt deshalb unser drolliges Käuzlein als der sichere Ankündiger eines drohenden Unheils, und die Namen, die ihm beigelegt werden: Todtenvogel, Leichenhuhn — lassen es verstehen, weshalb der harmlose Geselle im vollsten Sinne des Wortes für vogelfrei erklärt werden konnte. Da er zudem die Gewohnheit hat, des Abends gern auf das Licht zuzufliegen und darum zuweilen auch gegen ein erleuchtetes Fenster anzustoßen, hinter welchem ein Kranker

liegt, der vielleicht mit dem Tode ringt, so hält es äußerst schwer, das von den Vätern überkommene Vorurtheil zu bannen.

Das eben erwähnte Konzert wirkte nervenerschütternd; denn der dicke, graue Bursche erledigte sein Programm mit einer Ausdauer, wie sie nur bei einer ausgeprägt phlegmatischen Natur zu finden sein kann. Die Insassen der Vogelstube erwachten aus ihrem Schlafe und geriethen in Aufregung über die ungewohnte nächtliche Störung. Aber interessant war das Treiben in hohem Grade. Diese affenartigen Bewegungen, mit denen unser Käuzlein, den Kopf nach unten, an der Decke seines Käfigs herumkletterte, die drolligen Sprünge, mit denen es von der obersten Ruhestange auf den Boden heruntersetzte, nahmen sich äußerst possierlich aus. Nun lief es tappend auf dem Boden des Käfigs dahin, gleich darauf thronte es wieder hoch oben — solche Turnübungen führte es besonders aus, wenn Jemand in die Nähe seines Zwingers kam. Hatte der zudringliche Beobachter sich entfernt, wenn auch nur auf wenige Schritte, flugs hockte es wieder in seiner Ecke, und unter fortgesetztem Augenverdrehen und Auf- und Niedertrippeln begann es wieder seine musikalischen Talente zu zeigen, und es entstand ein Lied, von dem Lichtwer auch mit vollem Recht hätte sagen können, daß es „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann!“

Allabendlich wiederholte sich dies Treiben, und die Folge war, daß ich dem Käfig eine Stelle anwies, von welcher aus die gellenden Töne nicht mehr unmittelbar den Hausbewohnern in die Ohren drangen. Aber mit

unerschütterlicher Beharrlichkeit erscholl es Tag für Tag beim Eintritt der Dämmerung: „Kiu—witt! Kiu—witt! Hu—huuh!"

Große Schwierigkeiten verursachte es, unser Käuzlein an Hausmannskost zu gewöhnen. Da es nicht anging, ihm fortwährend lebende Mäuse zu verschaffen, da die Jahreszeit ferner nicht gestattete, größere Käfer in hinreichender Menge aufzutreiben und ebensowenig dem begehrenden Blick Folge gegeben werden konnte, mit denen es nach einer kleinen Kohlmeise sah, die in ihrem Finkenbauer ihm gegenüberhing, so mußte eben auf Ersatz gedacht werden. Aber es wollte anfangs nicht gelingen, die Eule zur Annahme irgend welcher Nahrung zu bewegen. In den ersten Tagen ließ es sie völlig theilnahmlos, wenn eine gefangene Maus in ihren Käfig gebracht wurde, als aber einige Tage vergangen waren, mochte sie doch wohl den Hunger spüren, denn als jetzt eine Drahtfalle mit dem kleinen gefangenen Nager darin ihr vorgesetzt wurde, sprang sie sogleich darauf und kaum war die Fallthüre geöffnet, hatte sie auch schon die Maus gefaßt. Nur ein kurzes, jämmerliches Quieken wurde vernehmbar, dann war der Beute der Kopf eingedrückt und im nächsten Augenblicke verschwand sie auch in der weit bis hinter die Augen geöffneten Schnabelhöhlung. Darauf stieg das Käuzlein wieder auf und überließ sich dem Verdauungsgeschäfte. Von nun an nahm es gefangene und auch todte Mäuse ohne Umstände an; ebenso kleine Vögel, Spatzen, die es aber erst sorgfältig rupfte, ehe es sie verzehrte. Fleisch verschmähte es. Da es wahrscheinlich

niemals in die Lage gekommen war, Roastbeef versuchen zu können, so öffnete ich ihm einfach den Schnabel und schob ein derbes Stück Rindfleisch hinein. Ein energisches Drehen des Kopfes — der Bissen war verschwunden; ein neuer wurde von selber angenommen. Auf gleiche Weise gewöhnte ich den Gefangenen an geweichte Semmel, gekochte Kartoffeln und dergleichen, und nach einiger Zeit war der dicke Bursche aus einem ausgesprochenen Karnivoren ein Allesfresser geworden.

Mit Mißtrauen hatten die übrigen Hausgenossen den Eindringling betrachtet. Ein schwarzweißer Kater besonders mochte das Eulengesicht durchaus nicht leiden. Obwohl ein Schlag seiner Tatzen hingereicht hätte, den kleinen Kauz zu Boden zu strecken, so dachte unser Peter doch gar nicht daran, ihn seine Krallen fühlen zu lassen. Im Gegentheil, er schien ein geheimes Grauen vor den großen glotzenden Augen zu empfinden; denn mit zornig zurückgelegten Ohren und gesträubten Haaren zog er sich knurrend in seinen Ruhewinkel zurück. Aber unverwandt haftete sein Blick auf dem Kauz im Bauer. Als er vollends sah, wie dieser die von Rechtswegen ihm gebührenden Mäuse vorgesetzt erhielt, überdies noch mit gutem Rindfleisch gefüttert wurde, von welchem im günstigsten Falle ihm nur ein Ueberrest blieb — da mochte es ihm doch zu toll vorkommen. Langsam schritt er auf den Käfig zu — das Käuzlein rührte sich nicht. Jetzt stand er davor und drängte die Schnauze zwischen die Gitterstäbe. Der Kauz wandte sich um — zwei Katzengesichter schauten sich an mit funkelnden Augen. Zorniges Brummen des

Katers — leises, aber wüthendes Keifen der Eule! Und jetzt richtete sich der bisher zusammengekauerte Kauz auf, zornig knackte sein Schnabel — und Peter schlich leise zurück; es mochte ihm nicht geheuer vorkommen. Freunde sind die Beiden nie geworden.

Hatte der Kauz in dem Kater keinen Freund, so besaß er einen geschwornen Feind in dem Hansel. Dieser schien den Kauz als eine ihm zugehörige Beute zu betrachten, mit der er nach dem im Vogelstaate gebräuchlichen Gesetze zu verfahren sich berechtigt glaubte. Hatte er früher immer an dem Apfelbaume gehockt, welchen unser Käuzlein sich zur Wartburg ausersehen, so kauerte er nunmehr unverdrossen vor dem Fenster, das ihn von dem Gefangenen trennte. Er hatte es nämlich bald ausgespürt, wohin die Eule gebracht worden war, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne wenigstens den Versuch zu wagen, ob er nicht bis zu ihr gelangen könne.

Und es gelang ihm. Das Fenster war eines Tages geöffnet worden, und flugs war der Hansel herein. Mit einem Blick hatte er den Käfig erspäht, und mit wüthendem Geschrei stürzte er darauf los. Der arme Bursche drinnen duckte sich in eine Ecke und schaute ängstlich, unverwandt mit weit aufgerissenen Sehsternen nach dem ungestümen Angreifer, der vergebens seinen schwarzen Kopf durch das Gitter zu zwängen versuchte. Als er aber mit dem Schnabel den nahe sitzenden Kauz am Gefieder gepackt hatte, riß dieser sich fauchend los und rannte in di andere Ecke, und als die Dohle um den Käfig flattert und ihm dort beizukommen suchte, nahm der Kauz seine

Sitz auf einer Ruhestange, wo ihn die Schnabelhiebe nicht erreichen konnten. Dort verblieb er, unbekümmert um das giftige Geschrei des Störenfrieds, der mit all' seinem Lärmen es nicht vermochte, den sich sicher Fühlenden heraus zu bringen.

Im Laufe der Zeit war unser Käuzlein völlig zum Hausthier geworden, und ein possierlicher Geselle blieb er, der uns Allen manche angenehme Stunde bereitete. Auch über Tag war er meistens völlig munter; nur in den letzten Vormittagsstunden saß er mit geschlossenen Augen da. Ich versuchte, ihn frei herumlaufen zu lassen, band ihm zu diesem Zwecke die Schwungfedern eines Flügels zusammen, und es gelang. Harmlos ging er durch das ganze Haus, Treppe auf und ab; seinen Pfleger kannte er ziemlich genau und nahm willig die Bissen an, die ihm geboten wurden. Da aber diese Spaziergänge, wie leicht erklärlich, deutlich sichtbare Spuren zu hinterlassen pflegten, so mußten sie nothgedrungen eingestellt werden, und da ich zu dieser Zeit das Amselbauer gerne mit einem anderen Insassen besetzt hätte, so wurde beschlossen, unserm Käuzlein die goldene Freiheit wiederzugeben.

Ich nahm ihn mit in den Garten; er blieb auf dem Finger, ohne aufzufliegen. Ich setzte ihn auf die Erde — er folgte mir. Eine Weile noch trippelte er über den Weg, dann huschte er in ein dichtes Gebüsch und war verschwunden.

Als ich am folgenden Tage in der Gartenlaube saß, bemerkte ich, wie mit einem Male die Katze, die sich bisher schnurrend an meinen Füßen gestriegelt, die Haare sträubte

und unverwandt in die Laubenhecke starrte. Ich folgte ihrem Blick, und wer beschreibt mein Staunen, als dort, halb verdeckt von den Geschlingen der wilden Weinreben, ein komisch, ernstes Eulengesicht herausschaut, zwei große, gelbe Augen wie vertraut mich anblinzeln: in der Laube saß unser Käuzchen. Es schien sich der Freiheit nicht freuen zu können; denn Tag um Tag war es von jetzt ab in der Blätterwand der Laube zu finden. Gerne ließ es sich aufnehmen, ging mit in's Haus, nahm sein Stück Fleisch dankbar an — am Abend aber erscholl aus den Baumkronen des Obstgartens unermüdlich sein laut schallendes: „Kiu—witt! Kiu—witt!“ und am Morgen saß es still träumerisch auf seinem selbstgewählten Platze.

So ging es fort, bis der Herbst kam, und damit verließ uns auch unser liebes, drolliges Käuzchen. Nicht, als ob es seinem Standquartier untreu geworden wäre — beileibe nicht. Sein Verschwinden hatte einen anderen Grund; und das war folgender. In unserer Nachbarschaft gab es einen alten Hagestolz, Eduard S., der nichts auf der Welt lieber hatte, als seine Vögel. Muntere Sänger waren es, die in seiner großen Vogelstube flatterten; aber ein geschworener Feind alles Fremden, hielt der gute Eduard nur einheimische Vögel. Da gab es denn schwarze Amseln und graue Drosseln, Finken, vom kernig schlagenden Edelfinken bis zum lockeren Zeisig, Nachtigallen und Rothkehlchen, Schwarzplättchen und Lerchen. Alle diese Thierchen wurden ihm von guten Freunden aus Belgien geschickt, so sagte er nämlich; die Eingeweihten wußten jedoch, daß er zur Frühlingszeit Tag für Tag durch die Berge streifte

und von dort öfter zurückkehrte mit einem sorglich verwahrten leichten Bündel. Und dann war regelmäßig am anderen Tage seine reiche Sammlung um irgend ein herrliches Exemplar eines Gimpels oder eines Bluthänflings vermehrt, die der „gute Bekannte“ ihm von drüben wieder gesandt hatte.

Ich stand in regem Verkehr mit dem leidenschaftlichen Vogelfreunde; denn er war ein alter, erfahrener Praktiker, der jedes Nest und jedes Ei sofort erkannte und meine eigene Sammlung um manches interessante Stück bereichert hatte. Als er erfahren hatte, daß ich den Kauz besaß, hatte er mich bestürmt, ihm denselben zu überlassen — zu welchem Zwecke, das wollte er nicht verrathen. Ich willfahrte seinem Wunsche jedoch damals nicht, da ich den Vogel selber behalten wollte. Als wiederholte dringende Vorstellungen nichts fruchteten, war er schließlich nicht mehr auf die Sache zurückgekommen.

Im Herbste nun, als die Vogelschwärme unsere Gegend durchstreiften, und Hänflinge, Stieglitze und Zeisige in großen Schaaren die bebuschten Bergabhänge besuchten, war, wie gesagt, mit einem Male das Käuzlein aus seinem gewohnten Versteck in der Laube verschwunden, und die alte Haushälterin berichtete, daß während meiner Abwesenheit Eduard sich den Vogel geholt habe.

An diesem Nachmittage unternahm ich einen Spaziergang in die Berge. Allenthalben begegneten die gefiederten Sänger dem Wanderer: hier Distelfinken, die emsig die dürren Samenköpfe der Klettenstauden absuchten; in den Bäumen kletternde Birkenzeisige, muntere Waldmeisen,

melancholische Blutgimpel. Aus einer weit ausgedehnten, von Schlehgesträuche angefüllten Schlucht tönte mir ein heftiges Vogelgeschrei entgegen, wie es die kleinen Vögel auszustoßen pflegen, wenn sie einen Raubvogel verfolgen. Hinter einem Hügel aber kauerte eine lange, hagere Gestalt — Eduard.

Erstaunt trat ich auf ihn zu. Ein Wink von ihm gab mir zu verstehen, daß ich leise auftreten sollte. Dicht vor uns erschollen die erregten Vogelstimmen, neben dem Alten aber lag ein luftiger Leinenbeutel und darin zappelten gefangene Kleinvögel. Er war auf dem Vogelfang.

Verständnißinnig lächelte er mir zu und zeigte auf einen freien Platz hinter dem Dornbusch. Dort tummelte sich und flatterte eine ganze Vogelschaar: Meisen und Ammern, Zaunkönige, Schwarzdrosseln, Edelfinken — und alle vollführten einen wilden erregten Tanz um einen seltsam geformten, einbeinigen Stuhl. Auf dem Stuhle aber hockte unser verschwundenes Käuzlein. Eine lange Schnur war ihm um den einen Fuß geschlungen, diese hatte der Vogelfänger in der Hand, den anderen fesselte eine kürzere Schlinge an das Sitzbrett. Nun zog er an der Schnur, das Käuzlein stieg auf und machte seine possierlichen Geberden, die Vögel stürzten auf den armen Gesellen zu. Aber sie hatten nicht bedacht, daß der Boden ringsum mit dünnen Leimruthen gespickt war. Einer nach dem andern sank nieder, unter ihnen auch ein herrlicher Edelfink.

„Auf den hab' ich gefahndet!" rief freudig mein Nachbar und nahm den kostbaren Vogel an sich. „Die andern

mögen jetzt fliegen.“ Damit öffnete er den Behälter und schenkte allen die Freiheit.

Das also waren die Gänge, die unser Nachbar Eduard so oft in die Berge unternahm; und nun gar der arme Kauz mußte als der Sündenbock dienen, um die arglosen, von ihrer Neugierde herbeigeführten Vögel in's Garn zu locken! Er aber erklärte, daß er Alles versucht habe, um den Finken zu erhalten, aber immer sei der vorsichtige Bursche ihm entgangen. „Ich mußte zu diesem letzten Mittel greifen — es hat geholfen,“ sagte er und löste das Käuzlein von seiner Fessel.

Dieses aber, froh der wiedererlangten Freiheit, die es wahrscheinlich erst in der bedrohten Lage, in die der Vogelfänger es gebracht, wieder in ihrem vollen Werthe erkannt haben mochte, verschwand im Gebüsch und kehrte nimmer wieder.

Mannigfaltiges.

Des Kaisers Pusztenfahrt. — Kaiser Ferdinand von Oesterreich, der im Jahre 1848 abdankte und dann meist in Prag lebte, wo er am 29. Juni 1875 starb, war wegen seiner Herzensgüte allgemein bekannt, ebenso aber auch wegen seiner Aengstlichkeit. Schon bei seines Vaters, des Kaisers Franz Lebzeiten war er im Jahre 1830 in Preßburg zum König von Ungarn gekrönt worden. Im Jahre 1835 bestieg er den österreichischen Kaiserthron, und im Jahre 1839 machte er im Frühjahr eine Rundreise durch Ungarn, bei welcher er auch Gast des Barons Wesselényi war. Dieser Baron Wesselényi war einer der reichsten Magnaten, hatte seine riesigen Güter in Siebenbürgen und in Ungarn und gehörte zu einer Familie, die sich durch Excentrizitäten und allerlei tolle Streiche seit Jahrhunderten ausgezeichnet hat; gleichzeitig hat die Familie dem ungarischen Staat bedeutende Staatsmänner und Krieger geliefert, und ihr Name steht noch heute in Ungarn bei allen Patrioten in hohe Achtung und wird in der Geschichte Ungarns wiederholt ehrer voll genannt.

Der Baron hatte anläßlich jener Rundreise des Kaisers f den Besuch des Monarchen erbeten. Dieser folgte auch der E ladung, obgleich der Baron zur Opposition gehörte; er geh zu jener Partei, welche die Selbstständigkeit Ungarns und eigene Konstitution verlangte und die im Jahre 1848,

neun Jahre später, mit Waffengewalt und durch einen Aufstand diese Absicht zur Durchführung zu bringen suchte. Trotz seiner Opposition aber war Baron Wesselényi ein außerordentlich königstreuer Patriot, und Kaiser Ferdinand war erstaunt über den großartigen Empfang, den der Baron ihm auf seinem Kastell, d. h. seinem Schlosse, zu Theil werden ließ. Unumschränkt wie ein kleiner König auf seinen Gütern herrschend, hatte der Baron dem kaiserlichen Gast eine Begrüßung bereitet, wie man sie großartiger nicht wünschen konnte. Von allen Gütern hatte er Tausende von Bauern und Bäuerinnen in ihren malerischen Kostümen zusammengebracht, hatte schaarenweise Zigeunerbanden gemiethet, die Musik machten, hatte alle Prachtthiere aus seinen Gestüten zusammen kommen lassen, er veranstaltete vor dem Kaiser Aufzüge und Paraden, durch welche selbst dieser, der doch an Glanz und Großartigkeit gewöhnt war, sich überrascht fühlte.

Am Nachmittag des dritten Tages nun schlug der Baron dem Kaiser vor, eine Fahrt über die Pußta zu machen. Die Pußten sind bekanntlich jene mächtigen, grasbedeckten Ebenen, wie man sie nur noch in Amerika, in den Llanos, vorfindet. Hier weiden fessellos kolossale Heerden von Pferden, Rindern und Schweinen, von berittenen Hirten, den Czikos, bewacht. Einsam liegen diese Pußten, in deren landschaftliches Bild nur hier und da ein Brunnen mit hohem Schwengel eine Abwechslung bietet. Aber gerade in ihrer Einsamkeit und Eintönigkeit machen diese gewaltigen Flächen einen großartigen, um nicht zu sagen überwältigenden Eindruck.

Der Kaiser kannte die Pußten noch nicht und folgte der Einladung des Barons. Dieser führte seinen Gast in den Hof, wo er ein leichtes Wägelchen, eine Britschka ohne Federn, vorfand, auf welcher zwei Bündel Heu lagen, über welche man Pferdedecken gebreitet hatte. Vor das leichte Wägelchen waren sechs feurige Pferde gespannt, von denen eins genügt hätte, um das ganze

Gefährt mit Sturmeseile davonzuführen. Als Kutscher aber präsentirte sich der Baron selbst im Kostüme eines Czikos. Als der Kaiser erstaunt fragte, ob der Baron allein fahren wolle, erklärte dieser, er könne die Majestät keinen anderen Händen als seinen eigenen anvertrauen, er werde seinen Gast schon befriedigen. Der Kaiser nahm Platz, der Baron schwang sich neben ihn, ergriff die Peitsche, schlug auf die Pferde los, und in rasendem Galop jagte man vom Schloß und durch das Dorf hinaus. Bald rollte der Wagen wie auf einem Teppich über das Gras der Pußta. Niemand begleitete das Gefährt, das den König von Ungarn mit seinem originellen Kutscher trug. Ferdinand schien ergriffen von der Endlosigkeit der Flächen, über die sie dahin jagten, und unwillkürlich ließ er den Reiz des landschaftlichen Bildes auf sich wirken, als er plötzlich höchst sonderbare Bewegungen seines Kutschers, des Barons, bemerkte. Dieser hieb nämlich wie wahnsinnig mit der Peitsche auf die Pferde los, dann warf er ihnen plötzlich die Zügel auf den Rücken, so daß die Pferde jetzt zügellos über die Pußta jagten. Erschreckt schrie der Kaiser auf, aber der Baron kümmerte sich nicht darum. Immer wahnsinniger jagten die Pferde dahin, in schnurgerader Richtung einer Stelle der Pußta zu, wo ein leichter Nebel über dem Erdboden lag; dort befanden sich kolossale Sümpfe, in denen Jeder verloren war, der hineingerieth. Der Kaiser schrie ängstlich dem Baron zu, die Pferde zu beruhigen, dieser hörte aber absolut nicht auf das, was ihm der Kaiser sagte. Er zog eine kleine rothe Thonpfeife aus der Tasche, stopfte sie, rauchte sie ganz respektwidrig an und begann ungarische Lieder laut zu singen; durch Schreien und Jauchzen feuerte er die Pferde dabei zu immer rascherem Laufe an. Der Kaiser schrie laut auf vor Schreck, denn er mußte glauben, daß sein Rosselenker wahnsinnig geworden sei. Schon tauchte das Rohrdickicht des furchtbaren Sumpfes auf, in den

man jetzt hineinjagte, ohne daß eine Möglichkeit vorhanden schien, die Pferde überhaupt anzuhalten; binnen wenigen Minuten waren Pferde, Wagen und Insassen sicherlich in dem Sumpf versunken.

Da schleuderte der Baron plötzlich sein Hütchen in die Luft, steckte die beiden Zeigefinger in den Mund und ließ einen kurzen, gellenden Pfiff ertönen. In demselben Augenblicke standen die eben noch wie wahnsinnig dahinjagenden Thiere still und rührten sich nicht vom Flecke. Gehorsam wie die Lämmer, folgten sie dem Zuruf des Barons, der jetzt wieder die Zügel aufnahm und, befriedigt von der Musterleistung ungarischer Pferdedressur, sich zu dem erschreckten Kaiser wendete, der natürlich den tollkühnen Baron nicht mit besonders freundlichen Augen betrachtete.

Verbindlich zog der Baron sein kleines schwarzes Filzhütchen und sagte: „Euer Majestät sehen, wie man in Ungarn Alles behandeln muß, nicht nur das Vieh, sondern auch die Menschen. Man gebe ihnen möglichst viel Zügelfreiheit, dann kommt man mit ihnen aus und kann sie mit einem einzigen Pfiffe vollständig regieren.“

Was der Kaiser auf diese politischen Anspielungen des Barons erwiederte, weiß man nicht. Er dankte wahrscheinlich Gott, als er auf seinem Kutschbock wieder einen anderen Rosselenker hatte, als den ungarischen Baron, der es gewagt hatte, so mit der Angst und Aufregung seines Monarchen zu spielen. Ein anderer, minder schwacher und gutmüthiger Herrscher hätte wohl auch die That des Barons nicht ungeahndet gelassen, Ferdinand aber, stets zum Verzeihen geneigt, vergaß den Streich, den ihm der Baron gespielt hatte. O. Kl.

Eheschwindel. — Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, die unsere moderne hochgesteigerte Civilisation in's Dasein gerufen hat, gehört ohne Zweifel der gewerbsmäßige Eheschwindel. Derselbe hat in letzter Zeit so überhand genommen, daß es wohl angebracht ist, Eltern und Vormünder, sowie heirathsfähige

Frauen und Mädchen darüber aufzuklären und davor zu warnen. Die so außerordentlich gesteigerten Verkehrsmittel, die immer lebhafter werdende Beweglichkeit der Bevölkerung begünstigt diesen Schwindel, hauptsächlich aber der Umstand, daß der Bund der Ehe, auf welchem sowohl die Familie als auch der Staat aufgebaut ist, in unserer Zeit mehr und mehr zu einem geschäftlichen Abkommen herabgesunken ist, welches man durch die Zeitungen betreibt, ganz in derselben Weise, wie man mit Materialwaaren handelt. Von dem Augenblicke an, da die ersten „Heirathsgesuche" in den Zeitungen erschienen, bemächtigte sich auch das Gaunerthum dieses neuen Gebietes, und die gewerbsmäßigen Heirathsschwindler begannen aufzutreten.

Naturgemäß ist das Hauptfeld dieser Schwindler in den großen Städten, wo man sie nicht kennt, wo sie durch eigenartige Erscheinung, durch falsche Angaben über Abstammung und Geburtsland sich ein besonderes Ansehen geben können. Und gerade die Vorliebe für das Fremde verschafft ihnen Zutritt oft in die besten Kreise der Gesellschaft, ebenso wie ihnen die eigenthümlichen Verhältnisse der Großstadt Gelegenheit geben, sich in allen Kreisen ihre Opfer zu suchen. Die Polizeiberichte der großen deutschen Städte weisen fast allwöchentlich Selbstmorde von Mädchen und Frauen auf, bei denen als Motiv „unglückliche Liebe" angegeben ist. Es handelt sich hierbei nicht immer um schwärmerische Neigungen, die unerwiedert geblieben sind, oder um hartherzige Eltern und Verwandte, welche die Ehe aus irgend welchen Gründen nicht dulden wollen, sondern es steckt in sehr vielen Fällen ein Heirathsschwindler dahinter, welcher in der Weise operirte, daß er sich dem Mädchen näherte und ihm Heirathsanträge machte. Die Mädchen, meistens Dienstmädchen und Köchinnen, nur in selteneren Fällen junge Wittwen mit etwas Vermögen, glaubten den Versicherungen des Schwindlers, dem es nur darum zu thun war, dem vertrauensseligen Opfer

seine Ersparnisse oder sein Vermögen abzuschwindeln, und sie nebenbei um ihre Ehre zu bringen. Dann wird die Betrogene verlassen oder mit der brutalen Erklärung überrascht, daß der zärtliche Bräutigam bereits längst verheirathet sei. Die Gerichtsverhandlungen in Berlin, Wien und an anderen Orten haben in den letzten Jahren immer wieder von solchen gewerbsmäßigen Heirathsschwindlern zu berichten gewußt, welche Mädchen und Frauen zu Dutzenden um ihre Ersparnisse betrogen, und denen viel zu spät ihr unsauberes Handwerk gelegt wurde. Der gefährlichste Verbrecher auf diesem Gebiete war ohne Zweifel der berüchtigte Schlossareck, ein Wiener Schlossergeselle, welcher nicht nur seine Opfer bethörte und sie um ihre Ersparnisse brachte, sondern der sie auch aus Wien herauslockte und ermordete. Schlossareck wurde im Anfange der achtziger Jahre hingerichtet.

Wir dürfen aber nicht annehmen, daß solche Schwindler allein in Deutschland auftauchen. Sie finden sich auch in England, in Italien, in Frankreich, und in Paris gibt es vielleicht mehr gewerbsmäßige Heirathsschwindler, die Mädchen, namentlich aus der dienenden Klasse, bethören, als an einem anderen Orte der Welt.

In England ist ihnen ihr Handwerk durch die Gesetzgebung sehr erschwert, welche jeden Bruch des Eheversprechens, wenn dasselbe auch nicht einmal direkt vorhanden, sondern nur aus einem zärtlichen Briefe herausgelesen werden kann, streng ahndet, und von dem Manne, der das angebliche Versprechen gegeben hat, je nach dessen Vermögen, ein größeres oder geringeres Sühnegeld für die verlassene Frauensperson als Entschädigung fordert. Dieses Gesetz hat allerdings den Fehler, daß es nur gegen den Mann sich wendet, daher es in England sehr häufig die Frauen sind, die den Eheschwindel betreiben. Sie suchen sich mit Herren in Verbindung zu setzen und von ihnen irgend welche schriftliche Aeußerungen zu erhalten, welche oft nichts weiter sind als ein

Dank für eine Gefälligkeit oder etwas zu weit gehende Höflichkeit. Mit zwei solchen Briefen oder Zetteln in der Hand, gelingt es der Schwindlerin dann mit Hilfe eines Rechtsanwalts sehr leicht, gegen einen reichen Mann eine Entschädigungsklage wegen Bruches des Eheversprechens anzustrengen, und die Urtheile, die in dieser Beziehung erzielt werden, gehen oft in's Unglaubliche.

Aber auch Deutschland hat solche Eheschwindlerinnen, und erst im August des Jahres 1889 wurde die Hochstaplerin und Eheschwindlerin Harrach in Mainz verhaftet, welche schon seit Monaten steckbrieflich verfolgt worden war. Diese, am Ende der dreißiger Jahre stehende und nicht einmal hübsche Frauensperson hatte es verstanden, in verschiedenen Städten Süd- und Mitteldeutschlands ältere und unverheirathete Rentiers, besonders Wittwer, in ihre Netze zu locken, indem sie ihnen vorspiegelte, sie besitze selbst ein ziemlich großes Vermögen und wolle sich mit einem älteren Herrn verheirathen, damit sie Beide das Leben recht genießen könnten. Sie wußte sich in das Vertrauen mehrerer alter Herren einzuschleichen, welche sie dann bei einer günstigen Gelegenheit um ganz bedeutende Summen bestahl, worauf sie verschwand und nach einiger Zeit unter anderem Namen an einem anderen Orte wieder auftauchte. Sie hat einzelne ihrer Opfer um 30,000 bis 50,000 Mark betrogen und bestohlen, und war wohl eine der gefährlichsten Hochstaplerinnen, die es in letzter Zeit in Deutschland gegeben hat.

Eine andere Schwindlerin operirte in ähnlicher Weise im Anfang des Jahres 1889 in Mitteldeutschland, und die Zeitungen konnten Folgendes über sie berichten: „Eine feingekleidete Dame kam in den Laden eines Greizer Handwerksmeisters und sah dort im Waarenschranke das Bild eines jungen Mannes ausgestellt, das sofort ihr Herz derartig gefangen nahm, daß sie dem Ladeninhaber 500 Mark bot, wenn er ihr das lebende Original des Bildes verschaffen wollte; sie sei aus guter Familie

und im Besitz von 32,000 Mark Vermögen. Ueber diese Auskunft war der Meister um so mehr erfreut, als die Photographie seinen eigenen Sohn darstellte. Er fuhr also sofort nach Leipzig, wo der junge Mann in Stellung war, benachrichtigte diesen von seinem unverhofften Glücke und brachte ihn schleunigst nach Greiz. Da das Original dem Bilde vollständig entsprach, und der junge Mann gegen eine Braut mit 32,000 Mark Vermögen nichts einzuwenden hatte, so wurde noch an demselben Abend in einer Greizer Wirthschaft die Verlobung im Beisein aller Verwandten glanzvoll gefeiert, und auch alsbald eine größere Wohnung gemiethet. Am anderen Tage sollten die Eltern der Braut besucht werden, und die holde Jungfrau bat ihren Schatz, er solle sich nur hinreichend Geld einstecken, damit die Eltern auch sehen könnten, daß er gleichfalls Vermögen besitze. Der Bräutigam nahm infolge dessen sechzig Mark mit, die er dem Mädchen übergeben wollte. Anfangs wurde sein Anerbieten abgelehnt, dann aber schließlich doch angenommen, ebenso wie sein Portemonnaie mit noch weiteren zehn Mark Inhalt. In Gera angekommen brachte das Dämchen seinen Schatz im Wartesaal zweiter Klasse unter und entfernte sich, angeblich, „um das Gepäck zu besorgen". Sie kam natürlich nicht wieder.

Allerdings wird diese Heirathsschwindlerin von einer amerikanischen weit übertroffen, welche im Jahre 1888 vor dem New-Yorker Polizeigericht erschien. Diese Gaunerin, Namens Martha Hart, von hervorragender Schönheit, hatte hintereinander elf Männer geheirathet, um dieselben unmittelbar nach der Heirath zu bestehlen und dann flüchtig zu werden.

Das Gegenstück zu ihr bildet ein gewisser James Brown, gegen welchen in Détroit, im Staate Michigan, ebenfalls im Jahre 1888 verhandelt wurde. James Brown war angeklagt, seit 1883 nicht weniger als 33 Frauen geheirathet und wieder verlassen zu haben. Fünfzehn der Frauen erschienen mit ihren

Trauungsscheinen vor Gericht. Brown veröffentlichte beispielsweise in den Zeitungen eine Anzeige, daß er eine Erzieherin suche. Er wählte sich unter den Bewerberinnen die Schönste aus und heirathete sie. Einige Tage nach der Hochzeit verließ er seine Frau und nahm, wie gewöhnlich, die Ersparnisse mit, die sie besaß. Die Schuld des Angeklagten war derartig erwiesen, daß sein Anwalt die Vertheidigung aufgab und ihn der Gnade der Richter empfahl. Brown übernahm nun selbst seine Vertheidigung und erklärte, daß er keine der Frauen, die als Zeugen gegen ihn auftraten, kenne, da er nur eine Frau besessen habe und daß diese gestorben sei. Natürlich wurde er verurtheilt.

Wenige Monate später spielte sich vor dem Zuchtpolizeigericht in New-York ein anderer Skandalprozeß ab. Eine neunzehnjährige Dame aus einer der ersten Familien stand wegen Bigamie auf der Anklagebank. Es bewarben sich um ihre Hand zwei Freier, ein jüngerer mit geringem Vermögen und ein älterer Herr mit sehr viel Vermögen, und die kluge Amerikanerin dachte das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und verheirathete sich mit dem alten Herrn, weil sie auf dessen baldigen Tod hoffte und dann durch Erbschaft in Besitz seines Vermögens zu kommen gedachte. Sie ließ sich heimlich mit ihm trauen und verpflichtete ihn dazu, ein Jahr lang nichts von ihrer Ehe verlauten zu lassen. Am nächsten Tage aber heirathete sie den jungen Freier, den sie liebte, ebenfalls heimlich und ließ ihn schwören, ein Jahr lang die Ehe geheim zu halten. Durch einen Zufall kam die Sache indeß an den Tag, und die jugendliche Bigamistin kam auf die Anklagebank.

Bereits erwähnt wurden die Pariser Heirathsschwindler, und zwei Fälle mögen hier angeführt werden, von denen der eine entschieden etwas Humoristisches an sich hat.

Ein Kanzleibeamter in Paris inserirte in deutschen Zei-

tungen, ein junges, schönes Mädchen mit einer Mitgift von 400,000 Franken solle sofort verheirathet werden. Es meldeten sich aus Deutschland Hunderte von Bewerbern um die Hand der natürlich gar nicht vorhandenen Dame, und der Pariser Kanzleibeamte schröpfte sie um Beträge von je fünfzehn bis zwanzig Franken, die er sich als Vermittelungs- und Stempelgebühr zahlen ließ, monatelang, bis die deutsche Botschaft bei der französischen Polizei seine Gefangennahme und Verurtheilung durchsetzte.

In den Jahren 1888 und 1889 wurde von einem Pariser ein Eheschwindel in's Werk gesetzt, welcher geradezu ungeheuerlich genannt werden muß, und über welchen die deutschen Zeitungen folgende, von der Polizeibehörde ausgehende Veröffentlichung brachten:

„Großartige Heirathsschwindeleien, denen auch reiche „ältere Jungfrauen" aus Deutschland zum Opfer gefallen sind, beschäftigen gegenwärtig die meisten europäischen Sicherheitsbehörden. Der Urheber, ein gewisser Théophile Naur, ist bereits in Paris verhaftet worden. Der Heirathsschwindler hatte die gelesensten Blätter des In- und Auslandes mit Anzeigen überschwemmt und sich darin als ehrlicher Makler, aber nur für reiche Damen, angeboten. Der Erfolg war ein außerordentlicher, zumal dem Vermittler viele ähnliche Agenturen in Paris, London, Berlin, Wien und anderen Großstädten in die Hände arbeiteten. Naur hatte einige zwanzig katilinarische Existenzen mit stolz klingenden Namen an der Hand, die er überall in's Gefecht führte, wo es galt, eine reiche alte Jungfrau mit Anstand unter die Haube zu bringen. Der erste Akt der Tragikomödie, welcher mit der Scene im Standesamt schloß, ging meist glatt und schnell vorüber. Dann aber hatten die Männer nichts Eiligeres zu thun, als die Mitgift, die sie sich zuweilen vorher und notariell hatten verschreiben lassen, in ihre Gewalt zu bringen und damit zu ver-

schwinden. Die Zahl der derartig gerupften Verlassenen, welche im Prozeß Naur als Zeugen auftreten mußten, stellte sich in Paris auf zweiundvierzig."

Man sei also vorsichtig bei Verlobungen und Eheschließungen, man mache es sich zum Grundsatz, unter allen Umständen sich nach den Verhältnissen einer fremden Person zu erkundigen, wenn sie mit einem Heirathsantrage herauskommt. Es ziehen notorisch in den großen Städten und in den Badeorten Schwindler umher, die, mit eleganten Manieren und vortheilhaftem Aeußeren ausgestattet, sich Zutritt in Familien zu verschaffen wissen, wo heirathsfähige Töchter oder Wittwen vorhanden sind. Diese Hochstapler leben nur davon, sich beständig zu verloben, dann die zukünftigen Angehörigen anzuborgen und zu brandschatzen. Sehr oft aber kommt es ihnen auch nicht darauf an, sich zum fünften oder sechsten Male zu verheirathen und ein armes, unschuldiges Mädchen für das ganze Leben unglücklich zu machen, wenn sie sich dadurch nur in den Besitz einer größeren Mitgift oder in die Möglichkeit setzen können, durch Betrug oder Diebstahl sich größere Summen anzueignen.

Die Aussicht für junge Mädchen, verheirathet zu werden, ist heute noch schlechter wie in früheren Zeiten. Es freuen sich daher gewöhnlich auch Mütter und Anverwandte, wenn einem jungen Mädchen ein Heirathsantrag gemacht wird. Die Angehörigen einer solchen Verlobten aber begehen ein schweres Unrecht, wenn sie sich nicht vor der Verlobung auf das Sorgfältigste nach den Verhältnissen des Heirathslustigen erkundigen. Die Auskunftsbureaux, die es in allen Weltstädten gibt, ermöglichen es mit verhältnißmäßig geringen Kosten, solche Auskunft zu erhalten, und sollten selbst einige hundert Mark geopfert werden müssen, so steht diese Summe in gar keinem Verhältnisse zu dem Unglück, das verhütet werden kann, wenn der Schwindler noch vor der Verlobung oder Hochzeit entlarvt wird. D. Kl.

Die erste Nähmaschine in Berlin. — Vor 35 Jahren erhielt der Schneidermeister Pommerenke die erste Nähmaschine, welche nach Berlin verkauft worden war. Sie kam wohlverpackt aus Amerika und wurde begreiflicherweise als ein Wunderwerk angestaunt. Sie erregte so großes Aufsehen, daß nach ihrer Aufstellung König Friedrich Wilhelm IV. selbst die Schneiderwerkstatt aufsuchte und mit großem Interesse der Arbeit der rastlos fleißigen „eisernen Nähmamsell" — wie der König sie nannte — zuschaute. Auch Papa Wrangel erschien und wurde so begeistert von der Maschine, daß er ihrem Besitzer am nächsten Tage die sämmtlichen Schneider des 2. Garde-Infanterieregiments zu Fuß auf den Hals schickte, damit die Leute auf ihr nähen lernen sollten. Mit Zustimmung des Königs beabsichtigte er, die Nähmaschine der Militärschneiderei dienstbar zu machen. Der alte Herr hatte sich die Sache zu leicht vorgestellt, denn die braven Grenadiere und Musketiere konnten mit dem „kuriosen Dinge" nicht fertig werden, allzu oft riß ihnen der Zwirn. Die Maschine, welche sich noch nach Jahrzehnten in dem Besitze des Herrn Pommerenke befand, war in ihrer Konstruktion noch sehr unvollkommen. König Friedrich Wilhelm IV. hatte mit seltenem Scharfblick sofort ihren Hauptfehler, der in der mangelhaften Greifervorrichtung lag, erkannt; genau in dem Sinne des Monarchen ist später die Verbesserung der Maschine erfolgt. Das erste Arbeitserzeugniß der „eisernen Nähmamsell" war eine für den König bestimmte Steppjacke, die der Monarch bei einem zweiten Besuch, den er in Begleitung einer oder zwei Prinzessinnen der Werkstatt machte, huldvoll als Geschenk annahm und auch getragen hat. Weniger Glück hatte der Meister mit einer zweiten Steppjacke, die er für „Papa Wrangel" bestimmt hatte. Bei der Ueberreichung derselben musterte der alte Haudegen die Jacke mit einer unbezahlbaren Miene der Geringschätzung und sagte trocken: „Danke scheen, lieber Sohn, das is aber nichts vor mir." Hier-

auf wandte er sich zu seinem damaligen Adjutanten, Herrn v. Natzmer, und übergab diesem das Geschenk mit den Worten: „Da, lieber Natzmer, hast Du das Dings, verbrauch es mit Gesundheit.“ Dr. A. B.

Die Geberdensprache der Neger. — Es wird unsere Leser sicher interessiren, die Geberdensprache unserer neuen westafrikanischen Landsleute kennen zu lernen. Ist diese Sprache dem Fremden bekannt, so ist ihm eine Verständigung mit den Negern gar nicht schwer. Wenn ein Neger in Kamerun den rechten Arm wagerecht ausstreckt, die Hand nach unten hält und auf sich zu bewegt, so heißt das: „Komm' her!“ Mit beiden Händen von sich abwinken, bedeutet: „Geh' fort!“ Will er bejahen, so wirft er den Kopf in den Nacken, will er verneinen, so schüttelt er den Kopf. Wird bei einer dieser Bewegungen noch der rechte Zeigefinger an den äußeren Augenwinkel gelegt, so heißt das: „Ich habe gesehen,“ beziehungsweise „nicht gesehen“. Streicht der Neger mit beiden Händen wechselweise die Arme von oben nach unten, so erklärt er: „Ich denke nicht daran!“ Hört er eine unverschämte Forderung, so legt er die Oberfläche der Hand an den leicht geneigten Kopf. Eine Verwunderung zeigt er an, wenn er sich mit der flachen Hand auf den halb offenen Mund schlägt. Fährt der Sprecher mit der Hand von der Stirn abwärts über das Gesicht, so erklärt er „Morgen,“ während er das „Heute“ durch Zeigen auf den Boden ausdrückt Händeklatschen bedeutet „Schnell!“ und Knipsen mit den Finger die Entfernung. Auf eine Person oder Sache deutet der Neg nicht mit der Hand, sondern mit dem gespitzten Munde. (grüßt durch Entgegenhalten der Faust. Beim Trinken schleud er mit der Hand das Wasser aus dem Bach in den Mund; selbe Bewegung deutet auch bei der Mahlzeit das Trinken Will er einen Gegenstand übergeben, so zeigt er auf ihn mi linken Hand, während er die rechte Faust gegen den Empf

ausstreckt; in dieser Weise wird auch der Reisende dem Führer zur Begleitung bis zum nächsten Häuptling übergeben. Kommt der Neger mit verhakten Zeigefingern zum Europäer, so sagt er: „Du bist mein Freund!“ und bettelt ihn sofort an. Fische bezeichnet er durch eine Handbewegung ähnlich derjenigen einer Schwanzflosse, und Schlangen durch eine Zickzacklinie über der Erde. Will er ein Ei, so hebt er die Hand mit der Höhlung nach oben. Legt er die Spitze des Zeigefingers an den Mund, so will er Salz, Oel aber, wenn er den ganzen Finger beleckt. Bläst er auf Holz oder Kohle, so will er Feuer. Das Zeichen der Verlegenheit ist Kratzen am Knie. Das kreuzweise Uebereinanderlegen der Zeigefinger bedeutet Feindschaft; bläst er aber die Backen gegen eine sprechende Person auf, so bezeichnet er diese damit als einen Lügner. C. T.

Die letzten Wolfsjagden am Steinhuder Meer. — Das Steinhuder Meer, theils auf preußischem, theils auf lippeschaumburgischem Gebiete liegend, ist der größte und bekannteste unter allen den kleinen Seen, die auf der Oberfläche der Haidestriche des nordwestlichen Deutschlands zwischen Rhein und Elbe verstreut sind. Dieses „Meer“ hat eine Größe von 36 Quadratkilometer, ist jedoch nicht von großer Tiefe. Die tiefste Stelle ist 4 Meter, und als durchschnittliche Tiefe mag man etwa 3 Meter annehmen. Es hat jetzt sehr wenig oberflächlichen Zufluß. Der größte Bach, der in dasselbe mündet und von den Rehburger Bergen herabkommt, ist kaum anderthalb Stunden lang. Wahrscheinlich nahm es einstmals einen weit größeren Fluß auf, nämlich die Leine, die jetzt in einigem Abstande bei ihm vorüberschleicht. Auch mag es unterirdische Quellen und vielleicht sogar noch heutzutage einen versteckten Zusammenhang mit der Leine haben. Ein kleines Gewässer, die sogenannte Meerbeke, fließt aus ihm nach Norden ab und mündet in die Weser bei Nienburg.

Die Ufer des Steinhuder Meeres sind im Ganzen flach und niedrig. Im Osten greift es in ein großes Moor hinein, das auf den Karten den Namen „das Todte Moor" trägt, an Ort und Stelle selbst aber gewöhnlich unter verschiedenen Benennungen bekannt ist, welche von den Dörfern hergenommen sind, denen die Moorstriche gehören. Im Westen ist es von Wiesen, Sümpfen und zum Theil bewaldeten Brüchen umgeben, die hart am See selbst fast überall in völlig ungangbare, schwankende und auf dem Wasser schwimmende Moos- und Grasstriche verlaufen. Nur in der Mitte seiner Längenerstreckung, sowohl im Norden als im Süden, sind die Ufer etwas höher, trockener, bewohnbarer und des Anbaues fähig. Im Norden bespült der See eine kleine Dünenkette, die hier auch ein etwa 8 Meter hohes, sandiges Vorgebirge bildet, das unter dem Namen der „Schwarzen Berge" bekannt ist. Im Süden reicht ein hoher und fruchtbarer Höhenstrich ganz nahe an den See heran, und dort liegt der Ort Steinhude, das einzige Dorf, das sich in dem Wasserspiegel beschaut. Es ist begreiflich, daß dieser von ihm seinen Namen erhielt.

Natürliche Inseln hat das Steinhuder Meer nicht. Dagegen ist in seiner Mitte auf Anordnung des berühmten Grafen Wilhelm von der Lippe (gest. 1777) eine künstliche aus Baumstämmen, Schutt und Sand aufgeführt worden, welche das kleine Fort Wilhelmstein trägt. Diese kleine Insel mit ihrer militärischen Ansiedelung, die einst in ihrer Kriegsschule Feldherren wie Scharnhorst erzog und eine sehenswerthe Sammlung von Geschützen und Waffen besitzt, bildet gleichsam das Auge des See's. Man sieht sie von allen Seiten her, und ihre Baulichkeiten, Bäume und Gärtchen bringen einiges Leben und Wechsel in den sonst einförmigen Spiegel des Wassers.

Am merkwürdigsten ist, daß in dem ziemlich wüsten Landstriche, der den Binnensee umgibt, sich Wölfe selbst noch in

neuerer Zeit vorgefunden haben. Im Norden des Steinhuder Meeres fanden noch in diesem Jahrhundert mehrere Wolfsjagden statt, die letzte 1845. Die von 1826 war besonders großartig, obgleich in Bezug auf ihr Hauptziel erfolglos. Es war, so erzählte mir gelegentlich meiner Wanderungen um das Steinhuder Meer ein Augenzeuge und Theilnehmer dieser Jagd, ein rüstiger 84 Jahre alter Mann, im Winter 1826 ein Wolf aus Osten gekommen, der die ganze Gegend in Schrecken setzte. Endlich beschloß man, dem Ungeheuer den Garaus zu bereiten. Ein großes Treiben wurde angestellt, nicht weniger als 4000 Bauern mit Knütteln und Stangen wurden aufgeboten. Alle Förster und Jäger der ganzen Umgegend von Nienburg und Neustadt, von Stolzenau an der Weser, von Rehburg, Wunstorf u. s. w. setzten sich in Kriegsbereitschaft. Jeder Förster hatte 100 oder 200 Bauern unter seinem Befehle, und das Ganze wurde wieder von einem hohen Jagdbeamten kommandirt.

An einem im Voraus bestimmten Tage marschirte die ganze Armee truppweise aus, Alle auf das Steinhuder Meer zu. Beim sogenannten „Hüttenbruch", einem Walde im Nordwesten dieses See's, war der allgemeine Sammelplatz. Dahin sollte Isegrim zur Schlachtbank getrieben werden. Es war streng verboten, auf irgend etwas Anderes, als einen Wolfspelz loszubrennen, und alles übrige Gethier, das bei dieser Gelegenheit in den weiten Gebieten zusammengescheucht werden möchte, sollte freien Laufpaß erhalten.

Und an dem besagten Tage mit der Morgendämmerung setzte sich das gesammte Schützen- und Treiberheer aus einem Striche von 16 Stunden im Umkreise in Bewegung. Es waren nicht weniger als 40 Förster und Oberförster dabei und dazu auch noch mehrere Offiziere und andere Jagdliebhaber. Eine Masse von Hasen, Rehen, Füchsen u. s. w., die sie aus ihren ruhigen Verstecken aufscheuchten, trieben sie vor sich her. Aber der gefürchtete Erbfeind wurde nirgends entdeckt.

Endlich gegen Abend trafen die Schaaren in der offenen Ebene im Osten des „Hüttenbruchs" an dem bestimmten Sammelplatze ein. Sie mußten das betrübende Geständniß laut werden lassen, der Wolf sei entschlüpft. Er hatte sich, wie man später in Erfahrung brachte, durch den Kreis seiner Verfolger westwärts durchgeschlichen, war über die Weser geschwommen, hatte die Wesergebirge und den Teutoburger Wald erreicht und ward schließlich im Münster'schen erlegt.

Damals, als sie am Rande des Hüttenbruches einander gegenüber standen, wußten dies die 4000 Jäger noch nicht. Sie sahen nur, daß die Hauptperson nicht unter ihnen war. Und kaum hatten sie das erkannt, so machte sich ihr Unwille trotz aller Verbote in einer wilden Verfolgung der Thiere Luft, die sie statt des Wolfes eingekreist hatten. Die Bauern erschlugen jauchzend eine Menge Hasen. Viele Füchse und Rehe wurden von den Herren erlegt. Wer nichts anderes erwischen konnte, der feuerte seine Flinte auf eine Eule ab oder holte einen Habicht aus der Luft. Einige schossen auch ihren Bauern und Gefährten in die Waden, was bei der Unordnung kaum zu vermeiden war. Kurz, es war ein so kannibalisches Vergnügen, daß am Ende der Rechnung der Eine 10, der Andere 20 Thaler Strafe bezahlen, und Einige sogar die von ihnen verwundeten armen Landleute monatelang verpflegen lassen mußten.

Dadurch gewitzigt, machte man später die Sache einfacher, als im Jahre 1845 der Wolf diesen Gegenden noch einmal einen Besuch abstattete. Man veranstaltete eine ganz kleine Jagd von wenigen guten und kundigen Schützen, und bekam denn auch richtig den Unhold. Man erlegte ihn am „Grinder Walde" im Norden des „Todten Moores" und des „Bannsee's". Er wurde ausgestopft und in Hannover den übrigen 20 in verschiedenen Parthien der Lüneburger Haiden und Morästen erlegten Wölfe, die man dort im königlichen Forsthause ausgestellt hat, beigefügt.

Daß der ausgestopfte Unhold nach Hannover kam, verdroß die Bückeburger nicht wenig, theilte doch Hannover bis 1866 die politische Herrschaft über das „Meer“ mit Schaumburg-Lippe, und zwar so, daß Hannover die nördliche, Schaumburg-Lippe die südliche Hälfte des Uferumfangs besaß. Doch beanspruchte bis 1866 die südliche Macht, auf gewisse alte Verhältnisse und Verträge gestützt, die ganze Herrschaft über den See selbst, „soweit das Wasser reicht“, und seine Unterthanen, die Steinhuder, sind auch seit alten Zeiten bis, so viel wir wissen, auf den heutigen Tag im ausschließlichen Besitz der Fischereien und der Schiffahrt auf dem Meere, auf dem die Hannoveraner nicht ein einziges Schiffchen oder Boot unterhalten. Ebenso halten die Bückeburger allein den See militärisch besetzt, durch die Kanonen und die kleine Mannschaft des Forts Wilhelmstein. Dr. A. Berghaus.

Der Dichter Gleim bei dem alten Dessauer. — Fürst Leopold schrieb eine so undeutliche Hand, daß selbst seine Adjutanten und Sekretäre sie oft nicht zu entziffern vermochten. Ein General, dem er eine solche unleserliche Ordre zugeschickt hatte, beauftragte einen Offizier, sie dem Fürsten zurückzubringen und sich von ihm näheren Aufschluß zu erbitten. Leopold nahm den Brief mit Unwillen zurück, und dieser steigerte sich zur Wuth, als er selbst nicht im Stande war, seine eigene Handschrift zu lesen. Voll Zorn warf er das Papier in's Feuer und rief dem Offizier zu: „Wie kann Euer General von mir verlangen, daß ich etwas lesen soll, was ich nicht für mich, sondern für ihn geschrieben habe!“ — Da er indessen dennoch zu seinen vielen Schreibereien Jemanden haben mußte, welcher der Feder mächtig war, wurde ihm 1745 von dem Generaldirektorium in Berlin der Dichter Gleim als Stabssekretär zugeschickt. Gleim war genau davon unterrichtet, wessen er sich bei dem Fürsten zu versehen habe. Leopold empfing ihn mit der Frage: ob er der Schwernothskerl von Federfuchser sei. Gleim antwortete in

demselben Tone: daß, wenn hier die Schwernoth zu Hause sei, er seinen Posten gut ausfüllen werde. Der „alte Schnurrbart“ — so wurde der Dessauer viel genannt — stutzte, hieß Gleim niedersetzen und diktirte ihm einige Befehle, welche er ihm am anderen Tage in Reinschrift vorlegen sollte. Gleim fand sich zur bestimmten Stunde damit ein, allein der Fürst hieß ihn sich zum Teufel scheren. Der Sekretär blieb indessen und bedeutete dem Fürsten, daß er den Weg dahin nicht allein zu finden wisse. Dergleichen Antworten gefielen Leopold, und Gleim wurde von ihm erträglicher als viele Andere seiner Umgebung behandelt. Als aber der Fürst im Lager bei Dieskau einen Bauern als Spion aufhängen ließ, weil er, ohne sich dabei etwas Arges zu denken, die aufgefahrenen Kanonen gezählt hatte, fing es an, dem Dichter unheimlich in der Nähe des Feldmarschalls zu werden, und unter dem Vorwande einer Krankheit gab er sein Dienstverhältniß auf. C. T.

Ueber die Träume der Blinden. — Hierüber hat sich der Vorsteher einer Blindenanstalt in Philadelphia, der selbst um sein Augenlicht gekommen ist, in interessanter Weise ausgesprochen. Er sagt: „Ich fühle mich nirgends glücklicher als im Traumland. Noch niemals habe ich mich in meinen Träumen blind gefühlt; ich sehe dann ebenso gut, wie einst in meinen lichten Jahren. Allerdings lebe ich auch träumend meist in meiner Anstalt; aber statt daß ich mich dann auf meinen Tast- und Gehörsinn verlassen muß, kann ich alle Insassen sehen; und was noch sonderbarer ist: obwohl ich nie in Wirklichkeit einen dieser Leute gesehen habe, erscheinen mir ihre Gesichter im Traum doch sehr bekannt und vertraut.“ — Diese interessante Erscheinung steht nicht vereinzelt da; allen Personen, die erst im Laufe ihres Lebens erblindet sind, scheint es ebenso zu gehen. Blindgeborene kommen sich dagegen im Traume niemals sehend vor; man weiß von Blindgeborenen, die sich eine verhältnißmäßige

Bildung angeeignet und Vieles gelesen haben, daß sie nur von Musik, von den Stimmen der Personen, mit denen sie zu thun haben, und allenfalls von Vorkommnissen träumen, die sich in ihrer Anstalt zutrugen. Dinge und Orte, die sie nur durch Beschreibung kennen, kommen ihnen nie, auch nicht durch das bloße Gefühl, im Traume vor. —dn—

Die „geschenkten" russischen Soldaten in Preußen. — Um den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen für sich zu gewinnen, machte ihm Peter der Große im Jahre 1713 80 hochgewachsene russische Soldaten in voller Ausrüstung zum Geschenk, unter denen der König 12 für seine Garde aussuchte und die übrigen in verschiedene Regimenter sandte. Im folgenden Jahre richtete er an Peter den Großen die Bitte, ihm noch einige hundert Riesensoldaten senden zu wollen. Der russische Zar erklärte sich bereit, ein ganzes „Bataillon oder Regiment" zu senden, wenn der König versprechen wolle, dies „Bataillon oder Regiment" nicht zu zersplittern, sondern ungetheilt unter russischen Offizieren zu belassen. Hierauf scheint der König nicht eingegangen zu sein, denn aus dem „Bataillon oder Regiment" wurde nichts, und es kam im Jahre 1716 wieder nur ein Geschenk von 80 Soldaten, von denen der König 14 der größten für seine Garde wählte und die übrigen unter die anderen Regimenter vertheilte. Dann wurden noch geschickt: im Jahre 1717 65 Soldaten, im Jahre 1720 10 und im Jahre 1725 zum letzten Male 23 Mann, also im Ganzen seit dem ersten Geschenk 248 Soldaten. Ein Jahr vordem hatte noch ein „Austausch" stattgefunden, indem 95 russische Soldaten, die in preußischen Diensten standen, gegen 95 andere russische Soldaten ausgetauscht werden sollten. Aber von diesen nach Memel geschickten 95 neuen entsprachen nur 30 dem vorgeschriebenen Maße, so daß 65 wieder nach Rußland zurückgesandt wurden mit der Bitte, andere Soldaten dafür vorzustellen. Aber nur 10 kamen

noch zum Ersatz der 65 nach Preußen, wenigstens ist von den übrigen in den russischen Akten nichts zu finden. Dagegen wurde 1733 auf Bitten des Königs ein russischer Geistlicher nach Potsdam für die russisch-preußischen Soldaten geschickt, der von dem König, der eine russische Kapelle erbauen ließ, sein Gehalt bezog. Dies dauerte jedoch nur sieben Jahre. Friedrich der Große fand es überflüssig, den fremden Geistlichen zu unterhalten, ließ ihn nach Rußland zurückgehen, die Kirche schließen und ihr Inventar der russischen Gesandtschaft übergeben. Als unter der Kaiserin Elisabeth die Beziehungen zwischen Rußland und Preußen ihren freundschaftlichen Charakter verloren, forderte die russische Kaiserin nachdrücklich die Ermittelung und Rücksendung der noch in Preußen befändlichen Soldaten, worauf der König dem russischen Gesandten Tschernyschew erklärte, daß er es ihm selbst überlasse, Ermittelungen darüber anzustellen, wo und wie viele russische Soldaten sich in preußischen Regimentern befänden. Das kam natürlich einer Absage gleich, wie denn auch etwas später der König geltend machte, daß die Soldaten von Peter dem Großen gesandt worden seien, mit der Abmachung, „ihr Leben in preußischen Diensten zu beschließen". Nachrichten über das Schicksal der „geschenkten" russischen Soldaten in Preußen sind nicht vorhanden. Th.

Etwas kräftige Mittel wurden in alten Zeiten bisweilen von den Herrschern angewendet, wenn es galt, das Wohl der unteren Volksklassen zu befördern. So wurde im Jahre 996 n. Chr. das große persische Reich, über welches zu jener Zeit Abdul Azub-ad-Daulah herrschte, von einer Hungersnoth heimgesucht. In den drei vorhergegangenen Jahren waren die Ernten schon ungewöhnlich schlecht gewesen und infolge dessen eine Theuerung entstanden, die sich auf alle Lebensmittel erstreckte. Es gab nun auch damals schon jene gefürchteten Vampyre, welche man auf gut Deutsch Wucherer nennt, die sich

die im Reiche herrschende Hungersnoth zu Nutze machten, alles Korn aufkauften und die Preise unverhältnißmäßig in die Höhe trieben. Aber Abdul Azud war ein ebenso weiser als menschenfreundlicher Herrscher. Als er inne wurde, daß alle Einschränkungen, die er sich und seiner Umgebung auferlegte, die Summen, welche er aus dem königlichen Schatze vertheilen ließ, die Noth nicht milderten, da beauftragte er seinen Khetib-firr (Geheimrath), folgenden Mukadda (Bekanntmachung) zu erlassen: „Wir Abdul Azud-ad-Daulah, Schach aller Schachs, Beherrscher der Welt, thun hiermit kund und zu wissen, daß, nachdem wir in Erfahrung gebracht, die Zahl der Armen unseres Reiches sei geringer denn die der Morebijim (Kornhändler), wir in weiser Erkenntniß beschlossen haben, dieses Mißverhältniß auszugleichen. Demgemäß haben wir befohlen, daß für jeden Armen, der in unserem Lande gefunden wird, je ein Morebi mit den Ohren an die Thür seines Hauses genagelt werden solle, bis die Zahl der Armen mit der Zahl der Morebijim sich auf der gleichen Höhe befindet." Das Mittel wirkte Wunder: die Hungersnoth war binnen wenigen Tagen beseitigt, die Preise der Lebensmittel sanken mit erstaunlicher Schnelligkeit auf den niedrigsten Stand; man hörte plötzlich die Freigebigkeit der Morebijim preisen, die Getreide und Geld unter das Volk vertheilten, und man fand keinen Armen mehr, der über Hunger klagte; was aber das Seltsamste an der Sache war: man hörte auch niemals, daß ein Morebi infolge Azud's weiser Maßregel Hungers gestorben wäre. Hnn.

Maler-Irrthümer. — Es ist bekannt, daß selbst die größten Maler die seltsamsten Fehler auf ihren Gemälden begangen haben. So besitzt Spanien ein Gemälde von dem großen Velasquez, das die Opferung Isaak's darstellt. Abraham schickt sich an, um den Willen Gottes zu vollziehen, seinen Sohn mit — einer Pistole zu erschießen. — In Toledo zeigt uns ein

Maler die drei Weisen aus dem Morgenlande, die da kamen, um das Jesuskindlein anzubeten. Wir wissen, daß es nach der Ueberlieferung drei indische oder arabische Könige sein sollen; zwei von ihnen weiß und der dritte schwarz. Da sie nun knieend dargestellt sind, so sind ihre Beine etwas verwirrt, doch nicht so sehr, um nicht bemerken zu lassen, daß der schwarze König — drei schwarze Füße hat, während sich seine zwei Kollegen zusammen mit ebensoviel weißen Füßen begnügen müssen. — In der Gemäldesammlung zu Hougthon-Hall befindet sich ebenfalls eine Anbetung der heiligen drei Könige von Breughel (dem sogenannten Sammet-Breughel), wo der König von Aethiopien einen langen Oberrock, dazu hohe Stiefel mit — Sporen trägt und dem Jesuskinde als Geschenk ein goldenes Modell von einem modernen Schiffe überreicht. — In einer Kirche zu Brügge sieht man ein Gemälde: „Die Hochzeit zu Kanaan" von Siena. Der heilige Dominikus, der Schutzheilige der betreffenden Kirche, traut das Brautpaar, und König David spielt zur Unterhaltung auf der Harfe dazu. — Paul Veronese hat auf einem Bilde, das ebenfalls eine biblische Scene darstellt — Schweizersoldaten mit Musketen im Arme angebracht. Klopfer.

Bestrafter Muthwille. — An einem regnerischen Tage des Jahres 1806 bewegte sich auf einer kothigen englischen Landstraße ein schwer beladener Karren. Hinter demselben kam plötzlich ein leichtes Gig, das ein elegant gekleideter junger Stutzer lenkte, angefahren.

„Mach' Platz!" rief dieser dem Karrenlenker zu.

Das ging aber bei der großen Last des Wagens und dem aufgeweichten Wege nicht so rasch, als es der Elegant wünschte.

„Vorwärts!" rief er wieder, „mach', daß Du aus dem Wege kommst; Du weißt wohl nicht, wen Du vor Dir hast! Siehst Du nicht, daß ich der Kaiser Napoleon bin?"

Der Karren stand sofort still, prüfend blickte der Fuhrmann

den Sprecher an. „Das freut mich!“ meinte er dann von seinem Sitz herabsteigend, „ich habe lange gewünscht, den Mister Bonnipart zu sehen und ich will auch bald zeigen, was ich ihm zugedacht habe!“

Sprach’s, warf das Gig um und prügelte dann unsern Gentleman windelweich.

Auf dessen Hilferufe kamen endlich Leute herbei, welche den Fuhrmann packten und vor den Friedensrichter führten. Nachdem dieser beide Parteien verhört, erklärte er dem Gentleman, daß es kein Gesetz gebe, nach welchem ein Engländer bestraft werden könne, weil er den Kaiser Napoleon geschlagen, denn darnach verlangten sämmtliche Generale Englands. Der Fuhrmann habe eben die Absicht gehabt, das Beste des Landes zu fördern.

Unter dem Gelächter sämmtlicher Anwesenden schlich der geprügelte Stutzer davon. G. W. G.

Die Erfindung der künstlichen Diamanten. — Wohl nur wenige Damen, welche die unter dem Namen pierres de Strass so allgemein bekannten unechten Brillanten tragen, werden den Ursprung derselben kennen und wissen, daß der Erfinder ein Wiener war. Zu Maria Theresia’s Zeiten lebte in Wien in der damaligen Rofrano-, jetzt Lerchenfelderstraße ein Goldschmied Namens Joseph Strasser. Obgleich sein Einkommen ziemlich bescheiden war, verwendete er doch einen Theil desselben zu allerlei chemischen Experimenten, und in den Fenstern seiner Wohnung lagen stets allerhand verschiedenfarbige Steine, deren Glitzern und Funkeln die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Vorübergehenden erregte.

Bei einem Balle konnte Strasser’s Frau der Versuchung nicht widerstehen, sich mit den künstlichen Steinen zu schmücken, die ihr Gatte so geschickt zu fabriziren verstand. Sie erregte mit den nachgeahmten Juwelen großes Aufsehen, dem aber ein

trauriges Nachspiel folgen sollte, denn Strasser wurde verhaftet und seiner Frau die Schmuckstücke weggenommen. Erst nach einigen Wochen erhielt Strasser seine Freiheit zurück, nachdem sich die Geschichte mit den Steinen aufgeklärt hatte.

Die Kaiserin Maria Theresia hörte davon, ließ den Goldschmied zu sich berufen und kaufte ihm seine künstlichen Steine ab; auch forderte sie ihn auf, einen Handel damit in's Ausland anzufangen und unterstützte ihn mit Geld, damit er die Fabrikation der Steine im Großen betreiben konnte. Namentlich in Frankreich fanden die nachgeahmten Brillanten großen Absatz und dort erhielten sie auch den Namen pierres de Strass, den sie bis auf den heutigen Tag behalten haben. K.-W.

Der Philosoph Locke und das Kartenspiel. — Der berühmte Philosoph Locke stand in allernächsten Beziehungen zu den bedeutendsten damaligen politischen Kapazitäten Englands, wie Lord Shaftesbury, Herzog von Buckingham und Andern mehr. Aber auch hier bewahrte er sich seine Freimüthigkeit, welche ihn im Verkehre auszeichnete, und sie ist ihm in diesen Kreisen auch niemals übel gedeutet worden. Eines Abends war er bei Lord Shaftesbury, und es währte nicht lange, so saßen die meisten Anwesenden, zum Aerger Locke's, bei den Karten. Locke selbst, der nie spielte, setzte sich zu seinem Gastgeber an den Spieltisch und machte fortwährend Notizen.

„Aber was in aller Welt treiben Sie da, Locke?" rief endlich der Lord.

„Ah," erwiederte Locke sehr ernsthaft, „ich habe immer gehört, daß man aus den Unterhaltungen kluger Männer so viel Nutzen zu ziehen vermag. Ich notire mir hier nur ihre Gespräche. Wollen Sie einige Proben daraus hören?"

Man legte die Karten zur Seite, und der Philosoph begann seine Vorlesung, um sie indeß schon nach wenigen Minuten unter allgemeinem Gelächter der Herumsitzenden zu schlie-

ßen, so komisch erschienen die beim Spiele hingeworfenen Aeußerungen.

Shaftesbury aber fühlte den Stich, den Locke den Kartenspielern geben wollte, und erklärte, daß er niemals wieder eine Karte in die Hand nehmen würde. J.

Merkwürdige Strafen. — In Norwegen wurden im Mittelalter Diejenigen, welche an den hohen Festtagen den Gottesdienst versäumt hatten, in eigenthümlicher und höchst roher Weise bestraft. Unter lautem Geläute der Glocken führte man den Lässigen auf das Eis. Dort mußte er vor allem Volke niederknieen und seinen Oberkörper entblößen, wonach ihm unter allgemeinem Beifall der Umstehenden eiskaltes Wasser tropfenweise auf den Nacken gegossen wurde. Nur ausnahmsweise wurde die besondere Gnade gewährt, daß sich der Schuldige das Eiswasser aus einem Kübel auf einmal über den entblößten Kopf schütten lassen durfte. Eine andere, sehr beliebte Art der Eiswasserstrafe bestand darin, daß man in einiger Entfernung von einander zwei Löcher in das Eis schlug und dann den Uebelthäter mittelst eines langen Strickes unter der Eisdecke hindurchzog.

Wie strenge man überhaupt früher im Norden die Sonntagsfeier hielt, erkennt man auch aus einem Vorfalle, welcher aus dem Leben des Königs Olaf von Norwegen († 1029) erzählt wird. Der König hatte in der Zerstreutheit an einem Sonntage einen Stock mit dem Messer zerschnitten. Im Scherze machte ihn einer seiner Höflinge auf sein Versehen aufmerksam. Olaf aber nahm die Sache so ernst, daß er sich selbst eine schmerzliche Strafe auferlegte. Er ließ die Späne zusammenlesen und auf der ausgestreckten Hand verbrennen, ohne eine Miene zu verziehen. C. L.

Vom Prinzen Eugen. — Dieser berühmteste Feldherr seiner Zeit erhielt in seinem Leben zehn Wunden. Bei der Be-

lagerung von Ofen 1684 wurde er durch den Arm geschossen, bei der zweiten Belagerung Ofens wurde er leicht am Fuße verwundet und verlor sein Pferd unter dem Leibe. 1690 wurde er bei Staffarda verwundet; in den Laufgräben von Embrun 1692 erhielt er eine Kontusion an der Schulter; bei Carpi wurde er in das linke Knie, bei Bassano in den Hals und in das Knie geschossen, bei Turin 1706 stürzte er mit seinem verwundeten Pferde in einen tiefen Graben. Vor Pizzighettone wurde er abermals durch den linken Arm geschossen; bei Malplaquet traf ihn eine Kugel hinter dem Ohr, und endlich bei Belgrad, wo er selbst an der Spitze der Reservekavallerie auf die Türken eindrang, erhielt er einen Säbelhieb.

Er besiegte alle gleichzeitigen berühmten Feldherren der feindlichen Heere: den Herzog Viktor Amadeus von Savoyen, die Marschälle Catinat, Villeroi, Vendome; den König Philipp V. von Spanien, die Marschälle Tallard, la Feuillade, den Herzog von Orleans, den Herzog von Bourgogne, den Marschall Villars u. s. w.

Drei einander folgende Kaiser bezeigten ihm ihre Gunst und verliehen ihm die höchsten Auszeichnungen. Er wurde Generalissimus, Hofkriegsrathspräsident, erster Staatsminister, Gouverneur von Mailand, Generalgouverneur der Niederlande. Sogar die Krone von Polen wurde ihm angeboten, allein er schlug sie aus. H. St—l.

Pflanzenstatistik. — In unseren Gärten werden ungefähr 2300 verschiedene Pflanzen gezogen, die irgend einen Nutzen haben. Von diesen werden 1140 zu medicinischen oder verwandten Zwecken benutzt, 283 liefern eßbare Früchte und Samen, 117 geben Gemüse, 104 besitzen eßbare Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, 40 gehören zu den Getreidearten, 21 geben Sago, 27 liefern Zucker und Honig, 30 geben fette Oele. Also dienen an 600 wirkliche Pflanzenarten (die bloßen Varietäten nicht mit